



Illustriertes Familienblatt. \* Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Heften zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

## Paradiesvogel.

Roman von Paul Oskar Höcker.

(9. Fortsetzung.)

Der Sitzung im Reichstag wohnte Gernot in großer Zerstreuung bei, die auffällig bemerkt wurde — was ihm natürlich nicht entging und seine Nervosität noch steigerte.

Im großen Wandelgang des Reichshauses, der von der Kuppelhalle zur Bibliothek und zum Restaurant führte, stieß er in der Pause der Sitzung, ganz wie er erwartet hatte, auf Herrn Doktor Heinroth. Der Journalist kam inmitten einer sehr angeregten, lebhaft lachenden Gruppe von Reichsboten und Kollegen ihm direkt entgegen.

Da stellte er ihn nun sofort.

Natürlich war im Umsehen die Reihe der Zeugen verdoppelt, verdreifacht. Es kümmerte ihn nicht; im Gegenteil, er war so recht in der Stimmung, ein kleines Rededuell zu liefern.

Es ging Schlag auf Schlag. Doktor Heinroth, so gewandt er in der Federführung sein mochte, war ihm Mann gegen Mann nicht im entferntesten gewachsen. Gernot behielt schon dadurch die Oberhand, daß er von vornherein einen factatisch überlegenen Ton anschlug, während der Journalist sofort hitzig wurde.

Als Doktor Heinroth sah, daß er die verschiedenen Punkte seines Artikels sachgemäß doch nicht begründen konnte, bemühte er sich, die Debatte möglichst kurz abzubrechen.

„Also Sie suchen eine Dame aus sicherem Versteck heraus mit Steinwürfen zu treffen — und schlagen sich darauf seitwärts in die Büsche?“ sagte Gernot ziemlich geringschätzig.

Der Mann der Feder war krebsrot geworden. „Sie sagten bisher, Sie fühlten sich kompromittiert?“

Gernot hörte nicht darauf.

„Sie glauben — als Gentleman — ungestraft eine Dame der guten Gesellschaft mit der Heldin der hübschen Residenz-theaterposse vergleichen zu können?“ sagte er scharf.

„Von welcher Dame sprechen Sie?“ fragte Doktor Heinroth scharf.

Auch Gernot wechselte jetzt leicht die Farbe. „Mein lieber Herr Doktor Heinroth,“ sagte er dann mitteilend lächelnd und von oben her, „Sie werden doch vor diesen Herren hier nicht plötzlich zu ängstlich sein, um ruhig anzugeben, wen Sie gemeint haben!“

„Ich verweigere Ihnen darauf die Antwort — solange Sie mir nicht die Frage beantworten wollen, mit welchem Recht Sie sich der Dame annehmen.“

Eine Sekunde lang Aufhorchen. Auch ein Häuspern ward in der Gruppe hörbar. Ruhig und sicher erwiderte Doktor Gernot nach einer kurzen Spannungspause: „Die Baronin von Camp ist meine Verlobte.“

Die Zuhörer hätten einer Theatervorstellung nicht mit größerem Interesse folgen können. Ein paar Neuhinzukommende fragten Bekannte, was hier los wäre; flüsternd ward ihnen Auskunft erteilt. Niemand wollte eine Silbe verlieren.

Die Person Heinroths war Gernot ganz gleichgültig. Es kam ihm nur darauf an, irgend jemand zu fassen, um den Klatschlustigen zu verstehen zu geben, daß Asta nicht unter das Freiwild rechnete, auf das jeder Jagd machen durfte: daß sie nicht schutzlos war.

Dem Journalisten blieb nichts anderes mehr übrig, als Farbe zu bekennen. Immer zwang ihn Gernot mit der fatalen Wendung: „Wenn Sie mir die Quelle nicht nennen, so erkläre ich das alles für eine ehrlose Verleumdung.“ In den meisten Punkten konnte sich Doktor Heinroth nicht mehr genau erinnern, von wem er dies, von wem er das gehört hatte.

„Man dürfte als ehrlicher Mensch ein vages Gerücht dann doch wohl nicht so flink und skrupellos weitergeben, Herr Doktor Heinroth!“ sagte Gernot.

Wie er's von der Leitung der Verhöre her gewohnt war, so zwang er auch jetzt durch die knappe Fassung seiner Fragen den Journalisten zu bündigen Antworten.

Schließlich sagte er: „Sie erinnerten da auch an die Bedigree-Angelegenheit Vethel-Minka. Sie brachten zur Sprache, daß der Gatte der Baronin von Camp hätte flüchtig werden müssen, ja, daß auch ihr Vater in die Geschichte mit verwickelt gewesen wäre. Behaupten Sie nun, oder behauptet Ihr Gewährsmann, daß die Baronin von Camp um diese Schiebung — falls sie wirklich geschehen sein sollte — gewußt habe?“

Doktor Heinroth sah ringsumher die schadenfrohen Gesichter verschiedener Kollegen, die zuhörten. Er zuckte die Achseln, biß sich auf die Lippe und warf endlich kurz hin: „Daß alle, die den Fall kennen, sich's denken, das steht jedenfalls fest.“

Gernot zuckte zusammen. „Gut! Es genügt mir, das aus Ihrem Munde erfahren zu haben.“

„Gedanken sind ja zollfrei,“ warf Heinroth hin.

Gernot hatte sich schon zum Gehen gewandt, blieb aber wieder stehen und sagte, den Gegner scharf ins Auge fassend: „Sie hätten sich nur hüten müssen, sie in Ihrem Blättchen zum Ausdruck zu bringen.“

„Warum?“

Gernot unterdrückte die Drohung, die ihm auf die Lippen kommen wollte. Er brach daher achselzuckend ab: „Vielleicht bloß, weil Gedanken in Ihrer Zeitung immerhin auffallen könnten.“

Der kleine humoristische Schlagertreter rettete für ihn die Situation. Alles lachte. Und auch Doktor Heintz tat so, als lachte er mit. Aber er fühlte, daß die Angelegenheit damit noch nicht abgeschlossen war: in Gernots Augen funkelte und flackerte es in einer ihn beinahe beängstigenden Leidenschaftlichkeit.

Die Gruppe zerstreute sich. Jeder, der Zeuge der Auseinandersetzung gewesen war, berichtete darüber in seinem Kreise auf seine besondere Art. Die packendste Darstellung gab Doktor Heintz auf der Journalistentribüne selbst. Inzwischen war ihm nämlich all das eingefallen, was er auf diese und jene Bemerkung hätte sagen können. Und nachdem er den Vorgang dreimal erzählt hatte, besah dieser ein wesentlich anderes Gesicht.

Noch am selben Nachmittag erfuhr Gernot, sein Gegner hätte gesagt: der gewandteste Revolverjournalist könnte von dem Herrn Reichstagsabgeordneten immer noch lernen, denn die sogenannte Ehrenerklärung für die Frau Baronin streifte bedenklich die Gesetzesparagrafen über Erpressung unter Anwendung von Drohung oder Gewalt.

Auch andere erfuhr den Vorgang in der Heintz'schen Darstellung. Erzellenz von Wyschnewski brachte das Geschichtchen als Foyerwitz nach Hause mit. Er kam zunächst aber gar nicht dazu, es zum besten zu geben, denn sein Sohn Heinrich fing ihn schon im Flur ab. Der Marineleutnant war sichtlich verstimmt, er bat ihn um eine Unterredung unter vier Augen, noch bevor er mit Mama und Berthe und deren Mann gesprochen hätte.

„Mein Junge!“ entfuhr es dem weißköpfigen alten Herrn voller Sorge. Er glaubte natürlich, es handelte sich um Schulden, um einen Ehrenhandel oder eine dienstliche Schlappe.

Sobald er sein Zimmer betrat, in das ihm der junge Offizier folgte, öffnete sich die vom Salon hereinführende Tür.

Und nun gab es eine Familientagung, in der es äußerst lebhaft zuging.

Heinrich hatte seiner Mutter das Geständnis gemacht: er hätte sich am Tage zuvor in Schwarzburg mit Sabine Gernot verlobt!

Ihre Erzellenz hatte ein Geheimnis noch niemals länger als höchstens ein Viertelstündchen bei sich behalten. Da Berthe und ihr Gatte hinzugekommen waren, so ward die wie eine Bombe wirkende Nachricht sofort Anlaß zu einer allgemeinen Debatte.

Verlobt — mit Fräulein Gernot verlobt — mit der Tochter des Herrn Doktor Gernot — und zwar gerade gestern, ausgerechnet am gestrigen Sonntag, nachdem es tags zuvor im Reichstag zu dem vielbesprochenen Skandal Gernot-Sezuls gekommen war!

„Von was für einem Skandal spricht ihr? Von welcher Verhandlung?“

„Heinrich — geliebtes Kind — ja, ließt du denn die Zeitung nicht?“ rief seine Mama.

Die Erzellenz las sie selbst nur, wenn irgend eine cause célèbre ihrer Kreise sie reizte. Der Name Gernots in Verbindung mit dem der Baronin war in den letzten achtundvierzig Stunden, und namentlich seit dem Erscheinen des heutigen Morgenblattes, hier im Hause jedenfalls öfter denn je zuvor genannt worden.

Und ihr lieblicher Sohn — das Unglückskind — hatte von alledem keine Ahnung!

Sie wollten ihm zu gleicher Zeit alle drei berichten, dann suchte Berthe nach der Zeitung, die sie in der Aufregung aber nicht fand. Kurz, es war ein unbeschreibliches Durcheinander.

Mitten in diesem Wirrwarr hörte der Marineleutnant das scharfe Anklaffen eines Kutschpferdes auf dem Asphalt vor dem Hause: der Wagen, der den Hausherrn brachte, war vorgefahren.

Der Geheimrat zeigte sich natürlich nicht weniger bestürzt. Und so kam's, daß der junge Seemann seinen Schritt nun gegen vier zu verteidigen hatte.

Er berief sich auf Berthes Freundschaft mit Sabine, auf das Urtheil seiner Mutter, die von Fräulein Gernot doch immer so stark eingenommen gewesen wäre, er erinnerte seinen Vater an dessen bewundernde Worte über den glänzenden Politiker Gernot, dem er eine große Bedeutung im politischen Leben beimaß.

„Aber die Baronin, liebster Schwager!“ warf Zielerhorst-Trenklin immer wieder ein. „So lies doch bloß, wie man über ihr Verhältnis zu Herrn Gernot spricht. Sie sei Hausdame bei ihm gewesen. Na ja, man nennt das jetzt Hausdame. Verstehst du denn nicht?“

Heinrich von Wyschnewski hielt sich die Ohren zu. „Laßt mich damit aus! Ich bin empört — ganz empört! Ihr kennt sie eben nicht!“

„Ja, liebster Herzenssohn,“ sagte die Erzellenz, „das kannst du doch gar nicht abstreiten: durch die Sache mit Gernot hat sie sich ganz unmöglich gemacht.“

„Und er sich mit!“ fiel der Schwager ein. „Rein, Heinrich, du bist amüßant. Naiv amüßant.“

Der junge Offizier stöhnte. „Mama, wenn nun auch wirklich unter den Fernerstehenden ein törichter Klatsch entstanden ist: wir wissen doch, daß sie damals bloß zu Sabinens Pflege dort war!“

„Aber da der Klatsch existiert, kann man die Herrschaften eben nicht mehr bei sich empfangen.“

Berthe rief fast triumphierend: „Siehst du, Heini, siehst du! Die Gräfin Wernau hat das schon vor vier Wochen gesagt — und damals warst du so außer dir.“

„Ich bin es auch jetzt. Ihr wißt ja gar nicht, was da spielt. Etwas ganz anderes, das beweist . . . Ach Gott, und ich kann's euch doch nicht einmal sagen . . .“

Auf diesem Höhepunkt war die fast stürmisch gewordene Familienszene angelangt, als der Geheimrat, der noch am ruhigsten und sachlichsten geblieben war, seinen kleinen Bericht über den heutigen Zusammenstoß Gernots mit dem Doktor Heintz vom Stapel ließ.

Er hatte eine wirksame Art zu sprechen. So peinlich es ihm war, daß sein Sohn — der „ungestüme Seemann“ hieß er unter ihnen — sich derart „verhädert“ hatte, besah es doch einigen Reiz für ihn, das Geschichtchen in rednerischer Steigerung vorzutragen. Die für die Damen interessanteste Tatsache ließ er natürlich den Schluß bilden: die Erklärung Gernots, daß die Baronin von Gamp seine Braut wäre.

Überrascht fuhren die Damen auf. „Seine Braut?! Heinrich, hast du gehört?“

Heinrich von Wyschnewski nickte trostlos. „Ja. Ich — mußte es auch schon.“

„Du wußtest es? Mama, er sagt, er wußte es!“

Die Geheimrätin schüttelte den Kopf. „Geh, Heini, aber dann mußtest du dir doch selbst sagen: es ist ausgeschlossen.“

„Warum ausgeschlossen?“

„Die Baronin von Gamp — gewissermaßen — in unserer Familie?“

„Ja, was habt ihr nur gegen sie?“

„Viel. Sie ist unmöglich. Für uns einfach unmöglich.“

Zielerhorst-Trenklin drückte sich vorsichtig aus: „Siehst du, lieber Schwager, charmant ist sie ja auf alle Fälle. Aber sie hat ein — je ne sais quoi!“

Verzweifelt stampfte Heinrich mit dem Fuß auf und wandte sich stöhnend dem Fenster zu.

„Jedenfalls verstehe ich Gernot ganz und gar nicht,“ versicherte der Geheimrat. „Er war seinen Jahren und seiner Stellung mindestens eine größere Vorsicht schuldig.“

„Und auch seiner Tochter,“ setzte Frau von Wyschnewski hinzu.

Der junge Seeoffizier verließ das Zimmer.

Sein fester Entschluß war der, abends noch einmal, und zwar Mann gegen Mann unter vier Augen, mit seinem Vater zu sprechen. Mehr als Mutter und Schwester, auch mehr als

der Schwager, der ein Leisetreter war, dessen höchste Sorge die war, nicht aufzufallen, mußte sein Vater ihn darin verstehen: daß er nun nicht bloß mit seinem Herzen, sondern auch als Gentleman engagiert war.

Daß eine gewisse Wartekrist nötig geworden war, sah er ein, er gab zu, daß die stärksten Wellen der ihm unverständlichen Standstimmung sich zuerst ein wenig abgewiegelt haben müßten, bevor er die Verantwortung auf sich nehmen durfte, seinen Namen mit dem des Hauses Gernot zu verbinden.

Dennoch erschien es ihm — im Gedanken an die sonnigen Stunden zu Schwarzburg, an Sabinens gläubige Zärtlichkeit — geradezu feig, mindestens wenig soldatisch, daß er in seiner Herzensangelegenheit gesellschaftlichen Bedenken einen so wichtigen Platz einräumte.

Unzufrieden mit sich und ganz niedergeschlagen verließ er das Haus.

Als Sirt von Soter an diesem Nachmittag von einem größeren Ausritt mit mehreren Reitschülerinnen aus dem Grunewald zurückkehrte, erhielt er einen Kohrpostbrief. Er war auf Papier mit dem Reichstagsstempel geschrieben und trug die Unterschrift des Abgeordneten Doktor Gernot, der ihn um eine Unterredung bat.

„Hol's der Teibel!“ brummte Sirt von Soter.

Natürlich witterte er sofort einen Zusammenhang mit dem niederträchtigen Artikel, den die Montagszeitung gebracht hatte. Um Politik kümmerte er sich sonst verzweifelt wenig. Über die Vorgänge im Reichstag war aber schon in der Bummelnacht zum Sonntag beim Kartenspiel die Rede gewesen. In dem Zeitungsartikel am heutigen Morgen war auch sein voller Name genannt: „Bekanntlich hatte man die so auffällig plötzliche Verabschiedung aus königlichen Diensten des jetzt hier in Berlin als Lattersalldirektor anfassigen Herrn von Soter, der der Schwiegervater des in die Pedigreeangelegenheit verwickelten Rennreiters war, damit in Verbindung gebracht.“

Das fehlte nun gerade noch, daß diese „ollen Kamellen“ wieder aufgewärmt würden!

Es war doch seit Jahren ganz still davon gewesen — was wollte man nun mit einemmal wieder von ihm?

Unbehaglich überlas er Gernots kurzes Schreiben ein zweites, ein drittes Mal.

Höflich, korrekt, verbindlich — aber infam kühl! sagte er zu sich.

Er machte sich dienstfrei und begab sich nach Hause, um sich in Wachs zu werfen. Als er die Wohnung dann verließ — denn er gedachte, Gernot selbst aufzufuchen — war er wieder in jedem Zoll Junker, in jedem Zoll Kavaliere der alten Schule. Er wußte, daß nun der gute Eindruck viel, wenn nicht alles war.

Doktor Gernot kam ihm auf der Diele entgegen, als das Hausfräulein ihn anmeldete.

„Das ist überaus liebenswürdig von Ihnen, Herr von Soter, daß Sie mir den Weg ersparen wollten, aber ich hätte das Opfer um keinen Preis von Ihnen angenommen.“ Als sie in Gernots behagliches Arbeitszimmer eintraten, setzte der Hausherr hinzu: „Denn ich erscheine vor Ihnen als Bittender — als Bittender in mehrfacher Hinsicht.“

„Bei den freundschaftlichen Beziehungen zwischen unseren Töchtern!“ sagte Soter etwas unsicher.

Gernot hatte Platz geboten, aber sie verharrten beide noch stehend.

„Die freundschaftlichen Beziehungen bestehen nicht nur zwischen Ihrer Frau Tochter und meinem Kind,“ fuhr Gernot nach kurzer Pause fort. „Ich weiß nicht, inwieweit Frau Asta Sie eingeweiht hat. Ich habe um ihre Hand gebeten. Ich habe sie gebeten, auch mir eine Freundin zu sein — eine Freundin auf Lebenszeit — meiner Tochter aber eine zweite Mutter.“

Sirt von Soter hatte bestimmend den Kopf gesenkt, und Gernot fuhr fort: „Ich bekam kein schlankes Ja. War's der Altersunterschied, der Asta noch zögern machte — ich weiß es nicht. Nach dem Briefwechsel der letzten Wochen durfte ich aber hoffen, daß nun die letzten Bedenken aus der Welt geschafft seien. Ich kann Ihnen also nur versichern, Herr von Soter, daß meine herzlichste Verehrung für Ihre Frau Tochter versuchen wird, ihr ein schönes, glückliches Dasein zu bereiten.“

In allen feierlichen Momenten fühlte sich Sirt von Soter verzweifelt ungeschick. Er war froh, als dieser Teil ohne erhebliche Entgleisung überstanden war. Ein mehrfaches Händeschütteln bildete den Höhepunkt der Entwicklung.

„Ich brauche jetzt aber Ihre schwiegerväterliche Entschuldigung, Herr von Soter. Eine Indiskretion in der Sonnabendzeitung und in der Presse hat mich soeben gezwungen, unser Verlöbniß bekannt zu geben. Das ist gegen die Berabredung mit Asta. Ich möchte Sie daher bitten, mir zu verzeihen, daß ich Ihre Einwilligung nicht vorher eingeholt habe.“

„Aber mein verehrter Herr Doktor Gernot — was könnte ich in meinen gedrückten Verhältnissen einzuwenden haben, wenn meiner Tochter ein solches Glück widerfährt? Nein, ganz ohne Schmeichelei. Ich weiß, sie schätzt Sie, sie liebt Ihr Töchterchen. Und — ehrlich gesagt — hätte ich doch auch zu schweigen, selbst wenn mir ihre Aussichten minder vorzüglich erschienen. Asta ist alt genug, ist erfahren genug, um für sich selbst einzustehen. Das Schicksal hat sie ja sehr sehr schwer geprüft.“

Natürlich sagte sich Sirt von Soter, daß all diese Erörterungen nur die Einleitung bildeten. Der gefährdete Augenblick, da Doktor Gernot die Angelegenheit Lethel Winkels ansprechen würde, mußte auf dem Fuße folgen.

Gernot knüpfte auch sogleich an die letzte Bemerkung an.

„Ich weiß, daß ich einen wunden Punkt berühre, Herr von Soter, aber völlige Offenheit ist jetzt geboten. Ihre Frau Tochter hat Reider — Reiderinnen — man gönnt ihr die äußere Stellung nicht, die sie dank ihren Talenten einnimmt. Nun bringt da eine Gruppe übler Nachredner den Verdacht auf, sie hätte seinerzeit um eine Fälschung gekümmert, die ihr Gatte in einer Pedigreeangelegenheit begangen haben soll. Und ich bitte Sie um eine rückhaltlose Darstellung, damit ich in stand gesetzt bin, der — jedenfalls ganz aus der Luft gegriffenen — Behauptung zu begegnen.“

Sirt von Soter nickte.

„Man hat es ja auch mir vorgeworfen. Aber erst aus diesem Vorwurf erfuhr ich doch damals den Verdacht. Und weil es für so etwas keine sichtbare Entlastung gibt, hat mich's damals mein Amt gekostet. Statt mir zu beweisen, daß ich darum wußte, sollte ich beweisen, daß ich nicht darum wußte. Lächerlich. Man glaubte es uns einfach nicht, daß es eine Sorte von Selbstbewußtsein und Ehrlichkeit gibt, die sich nicht auf Schritt und Tritt Atteste ausstellen läßt. Jedenfalls waren wir beide ganz unvorbereitet, ganz fassungslos, das kann ich Ihnen versichern, als das Unglück dieser üblen Nachrede damals über uns hereinbrach.“

„Warum haben Sie nur damals nicht sofort den Versuch gemacht, Herr von Soter, die Sache durchs Gericht untersuchen und regeln zu lassen?“

„Ja, wär's wirklich zu einem Prozeß gekommen, dann hätte sich ja alles klar erwiesen. Aber man war ja so topflos. Das alles, was da geschah, verletzete mich so unendlich, machte mich irre an Gott und der Welt. Mein Schwiegerohn war zudem ins Ausland entwichen — aus Gründen, die viel näher lagen. Verteufelter Schulden halber. Wir hatten also gar keine Handhabe und waren froh, als wir endlich wenigstens das Scheidungsurteil in Händen hielten. Schredliche Zeiten. Da waren wir dann natürlich des Zanks vor Gericht über satt — bis dahin. Unsere äußeren

Mittel waren auch total erschöpft, und unsere seelischen Kräfte obendrein.“

„Ich verstehe die Lage wohl.“ Nachdenklich blickte Gernot vor sich hin. „Und ich verstehe auch, daß es Ihnen und Asta nach so aufregenden Zeiten nur darauf ankam, endlich Frieden und Ruhe zu finden. Aber um so mehr halte ich es jetzt für meine Pflicht, Asta von der Dual endgültig zu befreien. Sie hat wahrhaftig lange genug gelitten.“

„Wahrhaftig!“ bestätigte Sirt von Soter seufzend. Und er knüpfte daran ein paar Bemerkungen über die letzten ganz furchtbaren Zeiten von Asters erster Ehe und über Camps kopflose Flucht vor seinen Gläubigern.

Darüber kamen sie vom Hauptthema etwas ab. „Die Scheidung ist dann wegen böswilligen Verlassens ausgesprochen worden?“ fragte Gernot, dem es vor allem darauf ankam, sämtliches Tatsachenmaterial lückenlos zusammenzubekommen.

„Ja. Es schien uns so am einfachsten — wenn es auch langwierig genug war. Camp schrieb dann ja noch mehrmals an meine Tochter und beteuerte seine Unschuld. Aber sie blieb unerbittlich.“

„Wann haben Sie zuletzt von ihm gehört?“

„Zufälligerweise in diesem Frühjahr.“

„O —!“ Gernot blickte überrascht auf.

„Ja. Es ging mir selber nahe. Er ist nämlich recht auf den Hund gekommen, der Herr Baron.“

„Lebt er jetzt hier?“

„Nein, er befand sich nur auf der Durchreise. In einem Café war's — spät abends einmal — da entdeckte er mich plötzlich und kam auf mich zu. Na, armer Teufel ist er ja doch. Er tat mir höllisch leid trotz allem. Abgerissen sah er aus — seine letzte Stellung hatte er in Alexandrien auf einem Reisebureau gehabt. Wär' ich bei Kasse gewesen, hätt' ich ihn bei Gott unterstützt.“ Er seufzte auf. „Ja, Herr Doktor, das sind so Lebensdinge.“

„Und Asta erfuhr davon?“

„Später. Natürlich.“

„Wie nahm sie's auf?“

„Sie weinte. Sie war damals gerade in Ihrem Haus. All das Elend trat ihr da wieder vor Augen — äh! . . . Jetzt soll er irgendwo in Süddeutschland bei einer Automobilfabrik angekommen sein. Lang' wird das ja nicht dauern. Leichtsinnes Huhn war er von je. Na, und Indien und die umliegenden Bierdörfer, die gelten ja auch nicht gerade als Besserungsinstitute: Grüne Neune in Singapur, und was man sonst so von den Herren Weltreisenden hört.“

„Für Asta muß es doch entsetzlich sein. Wenn er ihr nun plötzlich einmal gegenüberträte?“

„Das würde er ja nicht wagen.“

„Nein, nein, nein. Freilich. Das dürfte er nicht wagen.“

Gernots Blick schweifte an der junckerlichen Gestalt seines Besuchs vorbei ins Freie. Von den Bäumen am Kurfürstendam, auf dem die helle Sonne lag, drang der Widerschein in das große Herrenzimmer. Es war still im Haus. Wenn keine der Straßenbahnen vorüberfuhr, hörte man die Vögel im Geäst der Bäume zwitschern.

Die Stimmung hatte zuerst etwas Gezwungenes, etwas Steifes gehabt. Gernot selbst war sich grausam vorgekommen, daß er den alten Mann zwang, das ganze Leid seiner schwersten Tage noch einmal Schritt für Schritt mit ihm durchzugehen. Aber je weiter er forschte, desto lichter ward es für ihn. Sirt von Soter gab ihm auf jede Frage eine klare, hündige Antwort. Und gerade die etwas derbe, poltrige, im Grunde aber gutmütige Art des alten Sportsmanns war es, die ihn, den Juristen und Menschenkenner, am besten überzeugte.

Soter sagte schließlich: „Glauben Sie mir, Herr Doktor, ich hab' es tausendmal schon bitter schwer empfunden, als

den größten Rechenfehler in meinem ganzen Leben, daß ich damals zu matt, zu müde war, um die Sache aus eigener Kraft klarzustellen. Aber bedenken Sie unsere Lage! Wir waren wie das wunde Wild, das sich in die Stille zurückzieht. Am liebsten hätte man an der Sache verbluten mögen. Ah — Schwamm drüber! — Aber wär's heute möglich: die Schandmäuler wollt' ich ihnen schon stopfen. Nur — wie ist so ein erbärmlicher Klatsch und Kratsch zu fassen? Es wäre der Kampf des Don Quixote gegen die Windmühlenslügel. Hab ich nicht recht?“

Gernot gab ihm die Hand. „Sie sollen den Kampf jetzt jüngeren Fäusten überlassen. Daß er nicht gegen Windmühlenslügel geführt wird, dafür sorgen meine persönlichen Gegner schon, die mir eine breite, nicht zu verfehlende Angriffsfläche bieten!“

Die Aussprache hatte Gernot durchaus befriedigt. Was jetzt erforderlich war, um den Verdacht ein für allemal aus Asters Leben auszuschneiden, das stand klar und unverrückbar vor ihm. Er begriff wohl, daß ein Mann wie Asters Vater in der Stunde eines solchen Zusammenbruchs die Spannkraft verlieren konnte, die erforderlich gewesen wäre, um den vom Geifer der Menge besleckten Schild wieder blank zu bekommen. Aber jetzt stellte er sich Schulter an Schulter mit ihnen — und eine trotzigste Lust lebte in ihm, sich für Asters Namen mit der hinterlistigen Gegnerschaft zu messen.

„Haben Sie Dank, Herr von Soter, aufrichtigen Dank. Die letzte Unklarheit haben Sie mir genommen. Und ich sehe der Zukunft nun völlig gewappnet ins Auge.“

„Offen und ehrlich hab' ich Ihnen die bittere, schlichte Wahrheit gesagt!“ bekräftigte Soter seine Worte — erlöst, daß dieses Verhör beendet war.

Ein abermaliger Händedruck — und sie schieden.

Auf dem Heimweg überlegte sich Sirt von Soter noch einmal Satz für Satz der kurzen Aussprache. Er hatte nichts anderes gesagt, als was er nun schon seit Jahren zu sagen pflegte, wenn irgend ein Neugieriger auf die faule Sache von damals zu sprechen kam. Mittlerweile glaubte er selbst schon, daß sich's so zugetragen hatte, wie er's schilderte.

Eine leise Beunruhigung löste bei ihm nur die Vorstellung aus, die ihm in Gernots letzten Worten zu liegen schien: er würde bei nächster Gelegenheit einen der Schreier vor die Klinge fordern!

Nun, vorläufig war er mit dem Resultat dieses Duerreibens ganz zufrieden, es hatte Gernot veranlaßt, öffentlich die Verlobung auszusprechen.

Das war eine Partie, die Asta mit einem einzigen Schlage in den alten Glanz versetzte — vielleicht sie alle beide.

Wenn nur nicht noch knapp vor Torchluss ein leidiges Hindernis eine Hinausschiebung der Hochzeit nötig machte. Als Hindernis konnte bei dem allgemeinen Zeitungsgerede schließlich auch noch Theo in Betracht kommen. Daß „das Unglückswurm“ auch ausgerechnet jetzt wieder hatte im Land auftauchen müssen!

So recht von Herzen froh ward Sirt von Soter jedenfalls noch immer nicht. Aber abends bei einer guten Flasche Wein, der er eine zweite folgen ließ, beschwichtigte er die in ihm aufsteigenden Zweifel.

\* \* \*

Natürlich fand Gernot in diesen Tagen nicht die rechte Stimmung, um an Asta oder Sabine zu schreiben. Es mangelte ihm auch die Zeit. Er hatte mehrere ausführliche Besprechungen mit dem Justizrat Bressentin, der ein weitläufiger Verwandter von ihm war. Daneben liefen noch die beruflichen Geschäfte.

Die Zeitungen brachten nichts über den Artikel des Montagsblattes. Auch zu einer Erneuerung oder Fortsetzung des Wortduells mit Seguls kam es nicht. Doktor



Copyright by Braun, Clement & Cie. in Dornach L.E.

**Frühlingsboten.**

Gemälde von E. F. Fould.

Heinroth aber wich ihm im Wandelgang des Reichstags in großem Bogen aus.

Democh verließ ihn die Spannung nicht: er glaubte, fortgesetzt gegen einen neuen Angriff gewappnet sein zu müssen.

Die Vorbereitungen für eine Kommissionsitzung hielten ihn an den nächsten Abenden bis tief in die Nacht hinein am Schreibtisch fest. Trotz der reichen Arbeit fühlte er sich in dieser Zeit doch sehr einsam. Die Stille, die Leere in der großen Wohnung bedrückte ihn. Sabine fehlte ihm — und vor allem Asta, deren Wärme und Lebhaftigkeit, deren Grazie und Frohlaune dem ganzen Haus den Stempel aufdrückten.

In dieser ziemlich zerklüfteten Stimmung wurde ihm der Besuch des jungen Herrn von Wjtschnewski gemeldet.

Er unterbrach seine Arbeit und ließ bitten.

Daß zwischen seiner Tochter und der Schwester des jungen Seeoffiziers die freundschaftlichen Beziehungen vollständig eingeschlafen waren, das hatte er gelegentlich erfahren. Ebenso bekannt waren ihm die Bemühungen Wjtschnewski's um Sabine.

Freudig überrascht vernahm er, daß der Marineleutnant die Damen in Schwarzburg aufgesucht hatte.

Wjtschnewski hatte viel auf dem Herzen. Es drängte ihn zu einer rückhaltlosen Beichte. Nur die Scheu, einen Taktfehler, einen gesellschaftlichen Verstoß zu begehen, riß ihn immer wieder, wenn er schon zu einem freieren Aufschwung ansetzte, wie an einer Kette zurück. Das Ergebnis der Aussprache mit seinem Vater war nicht sehr ermunternd gewesen. Sein Vater hielt ihm vor, daß er voraussichtlich gar nicht auf den vorgeschriebenen Heiratskonsens mit Sabine Gernot würde rechnen können: solange ihr Papa nicht für eine vollkommene Rehabilitierung der Dame, die er seine Braut nannte, gesorgt hätte.

Unsicher versuchte der junge Seemann einen Eingang, bald von dieser, bald von jener Seite. Immer wieder verließ ihn der Mut, da der Blick Gernots so ruhig und klar auf ihm weilte, als übersehe er schon alles.

Aber plötzlich schoß ihm eine heiße Welle vom Herzen zu den Schläfen empor, er stand unvermittelt auf und sagte tiefaufatmend:

„Nein, Herr Doktor Gernot, so geht es nicht. Ich muß — ich muß es Ihnen doch sagen — alles sagen . . . Und ich bin todunglücklich, daß ich so ungewandt, so wenig beherzt bin.“

Auch der Hausherr hatte sich erhoben. Es bewegte ihn etwas im Ton des jungen Offiziers.

„Die Jugend ist immer im Vorteil, Herr von Wjtschnewski, denn sie darf wagen, wo unsereiner immer noch wägen muß.“

„Ich habe Fräulein Sabine sehr, sehr lieb. Und ich glaube: sie ist mir auch ein wenig gut. Darüber haben wir uns am Sonntag so ziemlich verständigt. Es war ein solches Glück in mir, wie ich's gar nicht schildern kann. Und ich wollte mir gleich anderen Tages den Dreimaster aufsetzen und wollte zu Ihnen, um Ihnen alles ehrlich darzustellen. Wie es war — und wie es geworden ist. Aber natürlich muß ich auch mit meinen Eltern sprechen. Und da . . . Ach, es wird mir so entsetzlich schwer, damit herauszukommen, denn die Vorstellung, es könnte Sie kränken, und ich könnte mir dann mein Glück für immer verscherzen . . .“

Ganz hilflos brach er ab. Es arbeitete in seiner Brust. Gernot sah ihm die tiefe Bewegung wohl an. Eine Weile schwieg er, selbst stark aufgewühlt.

„Ihre Eltern haben Ihnen anempfohlen, den Besuch im Dreimaster jetzt noch zu unterlassen?“ fragte er, während er mit einem leicht überlegenen, wenn auch etwas bitteren Lächeln auf die blaue Interimsmütze hinblickte, die der junge Seeoffizier krampfhaft in der Hand hielt.

„Zawohl. So ist es. Und nun — urteilen Sie, richten Sie über mich.“

„Das Urteil ist ja klar: Sie sind Ihren Eltern ungehorsam. Vielmehr — Sie suchen ihr Gebot zu umgehen.“

„Aber schicken Sie mich deshalb nicht weg! Ach, liebster Herr Doktor Gernot, ich bin ja so einsam, so verlassen. Und schon ganz verzweifelt. Ihrem Fräulein Tochter hab ich's am Sonntag auch schon gebeichtet. Aber nun ist's noch schlimmer geworden. Weil doch meine Schwester und weil Mama — weil sie sich mit Frau von Camp nicht vertragen. Und da es jetzt heißt, sie wird Sabinens Stiefmama, so — so . . . So. Nun ist es heraus.“

Eigentlich hätte der Inhalt dieser stoßweis erzwungenen Darlegung Gernots ganzen Zorn herausfordern müssen. Aber der junge Seemann hatte etwas so Ziehendes in Blick und Ton, daß sich nur ein großes Mitleid in Gernots Brust rührte.

„Ja, mein lieber junger Freund, unter diesen Umständen erscheinen mir Ihre Wünsche und Hoffnungen allerdings ebenso aussichtslos wie Ihren Verwandten.“

„Ich habe ganz sachlich mit meinem Vater gesprochen. Wenn ich Ihnen bloß sagen dürfte, welchen Weg er mir gezeigt hat, um die Bedenken gegenstandslos zu machen.“

„Sprechen Sie.“

„Aber Sie werden mir nicht böse sein?“

„Für eine Offenheit niemals.“

„Papa meinte, all den Gerüchten, wie sie jetzt Sczuls und Heinroth aufgebracht hätten, ließe sich doch leicht durch eine Feststellung vor Gericht begegnen.“

Gernot nickte gelassen. „Es ist auch selbstverständlich meine Absicht, den Richter entscheiden zu lassen. Ich habe meinen Rechtsanwalt, den Justizrat Bressentin, beauftragt, die Klage einzureichen.“

„Wirklich?!“ Es bligte in Wjtschnewski's Augen zuversichtlich auf. „Dann — dann kann also noch alles gut werden?!“

„Aber bis zu dieser Entscheidung,“ sagte Gernot sehr ernst und nachdrücklich, wenn auch äußerlich durchaus ruhig, „muß ich Sie bitten, jeden Verkehr mit meiner Tochter zu meiden.“

Der junge Offizier zuckte leicht zusammen, wußte sich aber sofort soldatisch zu fassen. „Natürlich ist mir Ihr Wille in diesem Falle Gesetz.“

Gernot streckte ihm die Hand hin. „Über alles andere können wir also erst später sprechen.“

„Nur — erwartet das gnädige Fräulein doch zweifellos irgend eine Nachricht?“ wandte Wjtschnewski noch zögernd ein.

„Ich fahre morgen nach Schwarzburg, um sie ihr zu geben.“

Aug' in Aug' verharren sie noch ein paar Sekunden. Die Brust des jungen Seemanns war zum Zerpringen voll. Er hätte noch tausend Dinge zu sagen gehabt, deren dringendste die beschwörende Bitte gewesen wäre, nicht an ihm das zu verlangen, was Argwohn und Mißverständnis bei seinen Verwandten gezeitigt hatten. Aber Gernots überlegene Ruhe zeigte ihm an, daß der Empfang beendet war.

Als Gernot allein war, durchmaß er ungeduligen, erregten Schritts das Zimmer.

Der junge Freierrmann seiner Sabine hatte ihm ehrlich gefallen. Es war ein schlichter, warmherziger Mensch. Er begriff wohl, daß seine Tochter ihm gut sein konnte. Und er litt nun mit den beiden jungen Leuten, für deren Glück seine Verbindung mit Asta ein so schweres Hindernis bildete. Er konnte das gar nicht fassen: er selbst, der Sabinens junges Leben so licht und rosig hätte schaffen mögen, er mußte ihre Hoffnungen trüben, wenn nicht vernichten!

Was rissen und zerrten sie nur mit einem Male an ihm? Und was hatte Asta der Welt getan? Warum gönnten die Menschen ihnen den Frieden nicht, den sie alle drei

nach trüben Zeiten voll schwerer Schicksalsprüfungen sich zu erringen suchten?

Welch tiefes, verlegendes Mißtrauen prägte sich in der Haltung der Angehörigen des jungen Seeoffiziers aus!

Der ehemalige Korpsstudent regte sich in ihm. Es war doch noch so viel furor teutonicus in ihm, daß er sich trotzig jagte: nun mollte und mußte er Afta erst recht durchsehen. Ihre Sache war jetzt die seine.

Aber gleichzeitig damit empfand er doch den ersten leisen inneren Zweifel an ihr — den er indes kaum vor sich selber wahrhaben wollte.

Das Glück, das ihm winkte, hatte für ihn an Reiz und Glanz verloren, ja, ganz insgeheim bedrückte ihn sogar ein Schuldbewußtsein seiner Tochter gegenüber.

Und schweren Herzens setzte er sich auf die Bahn, um nach Schwarzburg zu fahren. (Fortsetzung folgt.)

## Joseph Kainz.

Ein Charakterbild von Rudolf Presber.

Der größte dramatische Dichter war ein Schauspieler. Und als er seine herrlichste Tragödie schrieb, die Tragödie des Gedankens, die Tragödie des Genies, da stellte er auf den Höhepunkt des Dramas eine Komödie. Eine Komödie in der Komödie. Dem verbulhten Kronen-



J. Kainz, Wien, 1880. phot.

räuber von Dänemark und der verführten Königin soll das Spiel der Schauspieler den listig geschliffenen Spiegel vorhalten, soll die Verbrecher entlarven, das Zeugnis der rätselvollen Erscheinung auf der Schloßterrasse betätigen und der zögernden Rache die Gewißheit geben: du opferst keine Unschuldigen. Und diesem Schauspiel im Schauspiel, das über den Helden und seine Opfer entscheidet, läßt Shakespeare jene welt-

berühmten Belehrungen an die Darsteller vorangehen. Ein Laie, so scheint's, spricht zu den Berufskünstlern, ein fürstlicher Mäcen zu erfahrenen Komödianten. In Wahrheit spricht Shakespeare, der Schauspieler, der ein Dichter, der ein Schauspieler war, zu seinen Kollegen, seinem Publikum, seinen Feinden. Der mit aller Bildung seiner Zeit gesättigte Prinz findet mitten im heiligen Sühnewerk für den schändlich gemeuchelten herrlichen Vater die Ruhe, ästhetische Regeln für die Kunst festzulegen. Das erscheint unnatürlich. Wer den Mord des Cheims und Königs, die Züchtigung der Mutter sinnt, sollte, so will's uns auf den ersten Blick bedünken, nicht Zeit noch Laune haben, über Gang und Gebaren auf der Bühne, über Betonung und Mimik fluge Worte zu sprechen. Es sollte ihm gleichgültig sein, ob die Darsteller des Morddramas den Mund zu voll nehmen und zu viel mit den Händen durch die Luft fahren, da er doch nur das Gewissen des arglistigen Königs in der Schlinge des Schauspiels fangen will. Aber da er nun doch schon mit den Schauspielern verhandelt, schweigt plötzlich der Rachedanke des beleidigten Sohnes und Kronerben ganz in ihm; er ist nur noch Künstler, Ästhet, der sich, wie oft, guter Masken gestreut, über öde bramarbasierende Kerle geärgert hat. Im Gedanken an die Kunst, die er mit jugendlichem Feuer liebt, vergißt er das blutige Unternehmen, dem sie diesmal dienen soll. An seines Geistes Auge zieht Gutes und Schlechtes vorüber, was er gesehen, und — als ob den Beifall feingebildeter edelgesinnter Hörer zu erzwingen und nicht ein Verbrecherpaar durch plumpen dramatischen Ueberfall rücksichtslos zu entlarven gespielt werde — gibt er, freudig im Lehren und hingerissen von den eigenen oft gedachten Gedanken, die goldenen Regeln der Schauspielkunst. Und wie in keinem anderen Shakespeareschen Drama der Dichter so sehr den rein objektiven Standpunkt verläßt und mit den Interessen des eigenen Herzens

hinter seinen Helden tritt, wie just im „Hamlet“, so hat er an keiner anderen Stelle seiner Werke so persönlich sein Glaubensbekenntnis abgelegt, die Recker und Reider des Globe-theaters mit Worten gebeutelt und dem Ungeschmack eines rohen und dreisten Publikums ins Gewissen geredet.

In dieser Szene aber, die leicht und gefällig das Maß gibt, an dem alle schauspielerische Leistung heute noch gemessen werden kann und soll, scheint mir ein wundervoller Prüfstein zu liegen für Kunst, Einsicht und Charakter eines Hamletdarstellers. Der Nuancenreicher wird aus dieser Szene eine große, von vorbildlichen und abschreckenden Gesten begleitete Lektion machen; er wird die Vornehmheit, die er empfiehlt, und die Lächerlichkeit, die er zurückweist, in der Gebärdensprache charakterisieren. Der Eitelkeit über den Dichter geht, wird mit unterstreichender Eindringlichkeit das Ganze als eine Rede pro domo nehmen, wird die Schauspieler, die ihm Rosenkranz und Gildenstern zugeführt haben, schier vergessen und dem Publikum von heute die Pointen an den Kopf schnellen: „Meck's, so, wie's hier verlangt wird, spiel' ich!“ Der große Künstler aber, der nicht nach Sonderapplauschen noch nach dem Ruhm „ganz neuer“ Auffassung hascht, sondern dem Dichter und der Rolle gibt, was des Dichters und der Rolle ist, wird ganz beiläufig auf diese Dinge zu reden kommen. Er sieht Schauspieler — so fällt ihm das Schauspiel ein. Und da er daheim und auf fremden

hohen Schulen über die Kunst viel nachgedacht hat, so steigen ihm, da er, wohl zum ersten Male, Schauspieler zu instruieren hat, ganz von selbst alle diese Erwägungen auf, die sich oft seiner Bewunderung, seinem Ärger aufgedrängt und seinem Gedächtnis eingepreßt haben. Und über dem Wert des



J. Kainz, Berlin, 1880. phot.

Gegenstandes, über der Freude, sich vor Verurteilten darüber aussprechen zu dürfen, vergißt er immer mehr den gräßlichen Zweck dieses festlichen Spiels, das bereitet wird; vergißt immer mehr das Publikum, das er finden, die Bluttat, die es dem säumigen Entschlus-

abzwingen soll. Die Last des Rächers fällt von ihm ab. Er wird für Augenblicke frei und freudig. Er spielt mit den eigenen schönen Worten, er redet sich in edlen Eifer, er ist für eine kurze glückliche Spanne Zeit der eifrige Protektor der Friedenskünste, der feingeistige, heitere Prinz, in dessen Brust eine Welt voll Schönheit der Erfüllung wartet, der Jüngling, von dem Fortinbras — an des Erstochenen Leiche — sagen kann: „... er hätte — wär' er hinaufgelangt, unfehlbar sich höchst königlich bewährt!“ ... So aber hat nur ein einziger Hamlet von allen, die ich sah, diese Szene gespielt: Joseph Kainz.

Kainz ist heute vielleicht der volkstümlichste Schauspieler deutscher Zunge. Er hat sich durchgesetzt gegen ein Publikum, das ihn zunächst nicht ernst nahm, das später immer wieder mit Enttäuschung kämpfte und aufs neue erobert sein wollte. Aber was mehr ist: er hat sich durchgesetzt gegen sich selbst. Der Körper des Schau-

spielers ist sein Instrument. Die Auffassung macht es nicht allein, nicht der Intellekt und alles schöne Organ. Kainz ist aber heute nicht mehr jung, er nähert sich den Fünfzigern und darf's doch noch wagen, die Jugend zu spielen. Und als er jung war, ging ihm die beim ersten Anblick gewinnende Frische der gesunden, kräftigen Erscheinung ab. Sein Romeo entsprach niemals, bildhaft gesehen, dem Ideal des edlen Veronesers, der Capulets liebliche Tochter beim ersten Begegnen gewinnt und ihrem ängstlichen Herzchen die bangen Worte erpreßt: „... Ist er vermählt — So sei das Grab zum Brautbett mir erwählt!“ Sein Prinz von Homburg zeigte in der äußeren Erscheinung nicht die bestechende Liebenswürdigkeit des verträumten, jungen Reiterführers, die oft kleinere Provinzschauspieler aufzuzeigen haben. Sein Ferdinand ist nicht der vielleicht jugendliche Held, der sich nur in der kleidsamen Uniform des Majors zu zeigen braucht, um alle Backfischherzen die Rolle der Luise Millerin, mindestens einen Akt lang, fürs eigene Leben ersuchen zu lassen. Seine Figur ist kaum mittelgroß, überschlanke, zart, unbedeutend. Manche der größten Helden haben freilich in ihrer Leiblichkeit vielleicht nicht anders ausgesehen. Aber wie wir eine eigene „Bühnenmoral“ haben und auf dem Theater sehr streng über Charaktere zu urteilen geneigt sind, die wir im Leben passieren ließen, so verlangen wir auch von der Körperlichkeit unserer Lieblingshelden ein Besonderes; und daß ein Max Piccolomini, der so treuherzig zu schwärmen, so heroisch zu sterben versteht, kein wunderhübsch gewachsener Kerl sein soll, will uns zunächst ebensowenig in den Kopf, wie daß ein Prinz Heinz, der in der Schenke zu Castheap mit dem dicken Sir John zecht und tollt, nicht schon durch eine königlich schlanke Figur unter den vom Leben zerbeulten und verbogenen Kneipkumpanen hervorragen sollte. Kainz ragt nicht hervor. Neben die anderen Spieler gestellt, reglos und

ohne zu reden, würde sein Romeo, sein Drest und sein Tempelherr kaum irgend etwas bedeuten. Aber: es ist der Geist, der sich den Körper baut. Die lebendige Leidenschaft, die in den Flammen lodrender Rede aus diesem scheinbar so unansehnlichen Instrumente zuckt, verändert diesen dürftigen Leib, gibt ihm in der Bewegung, im königlichen Anstand, in der ritterlichen Geste, in der scheinbar so einfachen und doch so schweren Kunst des Schreitens, des Beherrschens seiner Umgebung durch Blick und Wink eine Größe, an die redlicher Talente ehrliches Mühen nie heranreicht. Und wie der Zuschauer, der Kainz zum erstenmal sieht, enttäuscht ist von der in nichts auffälligen Figur, so kämpft der Hörer bei seinen ersten Worten stets mit einem leisen, unbehaglichen Befremden. Keine Rolle von Bedeutung — dazu sind die echten Dramatiker zu klug und zu vorsichtig — erklimmt in einer ersten Szene gleich einen Höhepunkt, von dem sich ja dann schwer der notwendige aufsteigende

Weg zu anderen Gipfeln finden ließe. Kainz aber ist ein viel zu ehrlicher Künstler, um gleich sein erstes Heraus-treten — auch wo er's als gefeierter Gast nach Virtuosenart wagen könnte — zu einer alles überstrahlenden Bedeutsamkeit aufzupuzen. Er setzt leicht und schlicht ein. Ist so leicht und schlicht, daß es ihm als Nonchalance gedeutet wird. Er tut das nicht etwa, um seine rhetorischen Mittel schlau zu schonen, denn die Kraft, die in diesem schmächtigen Brustkorb sitzt, ist durch eine bewundernswerte Disziplin schier



Hamlet.

H. Bernbach, Altonaerburg, phot.

unerschöpflich, wo ihr die Klugheit endlich die Zügel schießen läßt. Er mäht sich nur, um die Stellen, die er für die wertvollsten, an poetischen Schönheiten reichsten seiner Rolle hält, im Sinne der Dichtung gebührend hervorzuheben. Die Kunst der Steigerung, die nur dem disziplinierten, geistig hochstehenden Künstler eignet, hat er zu einer seltenen Vollendung erhoben. „Denn mitten in dem Strom, Sturm und, wie ich sagen mag, Wirbelwind eurer Leidenschaft müßt ihr euch eine Mäßigung zu eigen machen, die ihr Geschmeidigkeit gibt. O es ärgert mich in der Seele, wenn solch ein handfester, haarbuschiger Geselle eine Leidenschaft in Fesseln, in rechte Lumpen zerreißt, um den Gründlingen im Parterre in die Ohren zu donnern, die meistens von nichts wissen als unauslegbaren, stummen Pantomimen und Lärm.“ So spricht durch Hamlets Mund der Schauspieler Shakespeare, der seinen Kollegen belehren will; spricht der Dichter Shakespeare, der so oft von Kulissenreißern zwar ein kindliches Publikum in die Ekstase gepeitscht, den Schöpfer des Dramas aber um sein Bestes und Feinstes betrogen sah. Auch das vollendetste Theaterstück kann seinen Figuren nicht lauter Goldkörner der Weisheit, lauter Funken einer großen Leidenschaft geben, um damit zu spielen. Ein solches Stück hörte auf, die Wahrheit vorzutäuschen, denn es schickte Gestalten von unmöglichen Menschen an die Rampe, von überirdischen Wesen, die mit der Alltäglichkeit



gar keinen Berührungspunkt mehr hätten und unserem Herzen fremd bleiben müßten. „Denn alles, was so übertrieben wird, ist dem Vorhaben des Schauspiels entgegen, dessen Zweck von jeher war, ist und bleibt, der Natur gleichsam den Spiegel vorzuhalten, der Tugend ihre eigenen Tüde, der Schmach ihr eigenes Bild, und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen.“ Das aber ist das Große an Kainz, daß er in jeder Verkleidung Mensch bleibt. Und deshalb eben glauben wir ihm das gepuzte Seidenwams des Veronesers wie den Lederkoller des Reiterführers. Es ist — wenigstens in der für uns überblickbaren, der historischen Zeit unserer Erde — im wesentlichen nur das Kleid, das Kostüm gewesen, das die Menschen von einst von den Menschen von heute unterscheidet. Haß und Liebe, Traum und Sehnsucht, Grausamkeit und Großmut, Gemeinheit und Edelsinn — all das hat sich in der Form wenig veränderter Sitten, die Klima, Zeitgeschmack und äußere Verhältnisse oft spielerisch bestimmten, immer wiederholt. Vom Tod der Virginia bis zum Tod der Emilia Galotti hat sich ein so schwieriges Problem kaum wesentlich in seiner Wertung und Lösung verschoben. Die Tragödie Romeos und Julias hätte sich im Babylon Nebusadnezars mit kaum veränderten Begleitumständen so gut vollziehen können wie zur Zeit der polnischen Revolution von 1830. Die große Kunst wird immer den lebenden Menschen finden, dessen hoffendes und hassendes, erhabenes und geängstigtes Herz seit Jahrtausenden den gleichen Gesetzen gehorcht, noch Jahrtausende den gleichen Gesetzen gehorchen wird.

Man hat Kainz den „realistischen Helden“ genannt. Mit Vorliebe seit seinem unergleichlichen Carlos, den er im Jahre 1883 im Deutschen Theater in Berlin zuerst spielte, und der nicht den ersten, aber den vielleicht wichtigsten Stein seines Weltruhmes herbeitrug.



H. C. Runds, Berlin, phot.

Tartüffe.

Ein ganz leiser ärgerlicher, ja verächtlicher Unterton mag sich bei einigen in dieses Wort vom „realistischen Helden“ eingeschlichen haben. Was aber bedeutet es anders, als daß Kainz, ob schon er eine Dichtung spielte, die Wahrheit suchte; daß er, ob schon er Verse sprach (Schillerische Verse damals!), den Glauben verkörperte, daß es auch in der Poesie Wichtigeres gebe, neben dem das Unwesentlichere glanzlos hingeleiten müsse: auf daß die besondere Schönheit auch besonders leuchte. Das war die „Auffassung“, wie man's wohl nennt. Nicht seines Carlos allein, sondern aller Rollen, die er gespielt hat, vom gepeinigten Muttermörder Drest bis zum harmlos fröhlichen Nestroyschen Zwirn; vom genialen Zauderer Hamlet bis zum bitteren Narren im „Lear“;

vom schwärmerischen Prinzen von Homburg bis zum scheinheiligen Tartüffe, vom Opfer seiner Liebe Romeo bis zum Opfer seines Hasses: Franz Moor; vom sorglosen Sprossen aus edlem Blut, den die große Aufgabe aus prägendem Leichtsinne aufrüttelt: dem Prinzen Heinz, bis zum müden modernen Genüßling, der aus den Niederungen des Lebens kommt und sein Genie und seinen sittlichen Halt in der weichlichen Schlemmersippe verliert: Willy Zanikow.



Figaro.

Kainz hat mit ungeheurem, jähem Fleiß an sich gearbeitet. Und es schleicht sich ein Stück Bewunderung für diesen Fleiß mit in seine Wertung, wenn wir das Geleistete ruhig überdenken. Goethe hat in seinen Gesprächen mit Eckermann über die Kunst des Schauspielers, die er in erster Linie aus einer freien Stimmung des Künstlers geboren sah, geurteilt: „Sollen wir nun im Schauspieler diese Freiheit des Geistes empfinden, so muß er durch Studium, Phantasie und Naturell vollkommen Herr seiner Rolle sein, alle körperlichen Mittel müssen ihm zu Gebote stehen, und eine gewisse jugendliche Energie muß ihn unterstützen.“ Die jugendliche Energie hat Kainz bis zum heutigen Tage im höchsten Grade, aber „alle körperlichen Mittel“ standen ihm nicht zur Verfügung. Es gab viel schönere Liebhaber, viel im-

ponierendere Helden als ihn. Wohl gemerkt: in der Erscheinung. Aber das gesprochene Wort, der Glanz, die Kraft und die Klugheit der Rede heben seine Liebe, seinen Zorn, seine Ritterlichkeit weit über den Durchschnitt. Die Technik der Sprache hat er bis zur Vollendung ausgebildet. Unwesentliche oder von der Erregung zu beschleunigende Partien nimmt er oft in einem halbsprecherischen Tempo, ohne der Deutlichkeit zu schaden, ohne einen Irrtum zu wagen. Der Text ist ihm heilig. Aus dem, was der Dichter geschrieben hat, gestaltet er sich in ernstem Durchdenken die Rolle; aber keine Änderung gestattet er sich, kein willkürliches Anbringen von Nuancen, die der Text nicht erlaubt und nahelegt. Über die Höhen seiner Rolle breitet er dann den ganzen Glanz seiner Kunst, und mit der leichten Sicherheit des Instinkts gleitet er über die gefährlichen Klippen. Diese mit sicherstem Takt Licht und Schatten verteilende Leichtigkeit in der Bersprache, dieses Sichfreimachen von aller pedantischen Schule, die ängstlich jedes arme Wörtchen in Gold fassen will, hat beim Don Carlos zuerst den Riesenerfolg vor 23 Jahren im Deutschen Theater zu Berlin gebracht.



H. C. Runds, Berlin, phot.

Hans Rudorff im „Rosenmontag“.

Mit fünfzehn Jahren war er — nicht wie so viele andere gegen den Willen der Eltern, sondern vom Vater ermuntert — zur Bühne gegangen. An einer kleinen Wiener Bühne, dann in Marburg in Steiermark hatte er munter drauslos gespielt, ohne besonders aufzufallen; ein Gastspiel in Kassel war mißraten, eine Saison in Leipzig unter Förster brachte kein rechtes Glück. Drei Jahre



H. Verubach, Hoftheater, phot.

Corquato Tasso.

zog er dann mit den Meinungen herum, spielte anfangs den Hofinsu, später den Karl Moor, schuf seinen berühmten Prinzen von Homburg und wurde rasch bekannt. Es folgten die drei Münchener Jahre, in denen Kainz die fördernde, doch nicht immer bequeme Freundschaft Ludwigs II. erwarb. Dann riefen ihn auf Possarts Vorschlag die Sozietäre an das eben gegründete Deutsche Theater nach Berlin.

Da ist es nun interessant, Barnay zu hören, der als einer der Sozietäre damals Kainzens Ankunft mit großer Freude begrüßte, später allerdings nach der Kontraktbruchaffäre an Barnays Berliner Theater mit dem Künstler zerfiel, aber dennoch als gerechter Beurteiler gelten darf. Er schreibt in seinen Erinnerungen: „Kainz, von dessen Erscheinen auf der Bühne des Deutschen Theaters wir uns das Außerordentlichste versprochen, trat zuerst als Ferdinand in ‚Kabale und Liebe‘ vor das Berliner Publikum. Der Erfolg war ein ganz guter, blieb aber hinter unseren hochgespannten Erwartungen weit zurück, während er am folgenden Tage als Pylades in Goethes ‚Iphigenie auf Tauris‘ geradezu mißfiel. Was in diesen beiden Vorstellungen dem Publikum an Kainz einzig gefallen hatte, war die Inhabhafte, überraschend jugendliche Erscheinung und eine Klarheit und Durchsichtigkeit der Diktion, welche wahrhaft erstaunlich war. Da kam die von mir intendierte und geleitete Auf- führung von Schillers ‚Don Carlos‘ . . .“

Dieser Carlos aber entschied. Kainz hatte als liebender und leidender Infant — das Stück wurde damals ungetrichen auf zwei Abende verteilt gegeben — das Publikum erobert, das ihn bald zum erklärten Liebling erhob und ihn später häufig in Übertreibungen seiner Gunstbeweise alles Peinliche und Un-

gefunde, das mit dem Personenkultus verbunden sein kann, erdulden ließ. . . . Ein Jahr später hat der bedeutendste Darsteller der Könige und Herrennaturen auf der Menschheit Höhen das Glend des Bersehten kennen gelernt. Ein vielleicht in nervöser Überreiztheit begangener Kontraktbruch verschloß ihm die großen Bühnen. Auf Wanderfahrten, auf Vorstadttheatern, in den Sälen Amerikas litt er körperlich, seelisch, künstlerisch. Als ihm aber L'Arronge, um seinerwillen aus dem Bühnenverein austretend, wieder eine große deutsche Bühne erschloß, gewann seine elastische Natur rasch die Höhe zurück; und bis er 1899, von Schlenther berufen, in seine österreichische Heimat an die Wiener Burg kam, ist er, von den Urteilsfähigen hoch geehrt, von der Menge wild beklatscht, von den Sachsischen wahnsinnig umschwärmt, einer der wichtigsten Faktoren im Berliner, ja im deutschen Theaterleben gewesen. Die ersten lebenden Autoren, Hauptmann, Sudermann, Zula, dankten ihm ihre reichen Erfolge, und den Verehrern der Klassiker war es ein Fest, wenn Joseph Kainz eine seiner klassischen Rollen spielte . . .

Über die Jugend ist Kainz heute hinaus. Er hat von Romeo und Ferdinand Abschied genommen, spielt nicht mehr den Karl Moor an der Burg, sondern den Franz. Aber vom Rollensach dieses in all seinem Ruhm stets ehrlichen und bescheidenen Künstlers gilt, was Goethe von seiner Weimarer Direktionszeit gesagt hat: „Von der Tragödie bis zur Posse, mir war jedes Genre recht; aber ein Stück mußte etwas sein, um Gnade zu finden. Es mußte groß und tüchtig, heiter und grazios, auf alle Fälle aber gesund sein und einen gewissen Kern haben.“ Kainz hat — denn er ist nicht sein eigener Direktor — nicht nur in guten Stücken gespielt. Aber er hat niemals besser gespielt, als wenn er den Großen Großes geben durfte. Und wenn uns kleine Züge seiner Helden von heute im Gedächtnis verblaffen, unvergeßlich steht er vor unserem geistigen Auge als Romeo und Hamlet, als Carlos und Karl Moor, als Orest und Prinz von Homburg. Shakespeare, Goethe, Schiller und Kleist haben ihm kaum weniger zu danken als er ihnen. Ich wüßte nicht, welchen größeren Ruhm ein darstellender Künstler erwarten könnte.



M. Goffert, Berlin, phot.

Richard III.

## „Das Deutsche Museum.“

Von Max Haushofer.

Glänzend und ruhmreich hat sich seit länger als einem halben Jahrhundert das „Germanische Museum“ zu Nürnberg entwickelt. Ihm zur Seite soll nun eine ähnliche, aber in ihren Hauptzielen verschiedene Gründung treten: das „Deutsche Museum“ zu München. Es sollte ursprünglich den Namen führen: Museum von Meisterwerken der Naturwissenschaft und Technik. Erst in jüngerer Zeit haben seine Gründer den Beschluß gefaßt, ihm die kürzere Bezeichnung als Deutsches Museum zu geben.

Während das „Germanische Museum“ in erster Linie eine kunst- und kulturgeschichtliche Sammlung sein will, soll das neue „Deutsche Museum“ eine naturwissenschaftlich-technische Sammlung werden. Führt

uns das „Germanische Museum“ mit seinen reichen Schätzen in das künstlerische Schaffen und in die Gesittung aller vergangener Jahrhunderte unseres Volkes zurück, bis in die graue vorgegeschichtliche Zeit, so soll das „Deutsche Museum“ zur Erscheinung bringen, wie die naturwissenschaftliche Forschung, die Technik und die Industrie zusammenwirken und in ihren hervorragenden Meisterwerken ihren steten und rasitosen Fortschritt erkennen lassen.

Vorbilder für dieses Institut finden sich in Frankreich und England. In Frankreich ist es das Conservatoire des arts et métiers zu Paris, in England die Sammlungen des South-Kensington-Museums zu London. In Deutschland hatten zwar einzelne Landes-

herren schon im 16. und 17. Jahrhundert angefangen, Sammlungen von Instrumenten, Apparaten, technischen Musterstücken, Naturalien und dergleichen anzulegen; dazu kamen meisterhaft ausgeführte Waffen, Modelle von Maschinen und Bergwerken und ähnliches. Alle diese Sammlungen mußten den Charakter der Zerplitterung haben und je nach der persönlichen Laune und Liebhaberei ihrer Gründer einseitig sein. Als aber im 18. Jahrhundert angefangen ward, technische Schulen zu gründen, mußten diese auch mit Lehrmitteln aller Art ausgestattet werden. So entstanden systematisch geordnete technische Sammlungen.

Aber der ungeheure Aufschwung der Technik und der Naturwissenschaften fordert noch mehr. Es muß auch für Deutschland ein großartiges zusammenfassendes Institut geschaffen werden, das die gegenseitige Durchbringung und Förderung der naturwissenschaftlichen und technischen Forschungen zur Anschauung bringen soll. Diese Aufgabe fällt dem „Deutschen Museum“ zu. Es soll eine Hauptaufgabe darin sehen, geschichtlich wichtige Originalapparate, Maschinen, Erfindungsentwürfe und dergleichen aufzunehmen, neben den Entwürfen aber auch die allmählich fortschreitende Verbesserung bis zur heutigen Vervollkommnung aufzuweisen. Es muß zur Darstellung kommen, wie aus kleinen Anfängen heraus so manches Große und Weltbewegende auf dem Gebiete der Naturwissenschaft und Technik erwachsen ist, und wie aus den vielfach noch phantastisch verführerischen und unsicher tastenden Versuchen alter Techniker jene gigantischen Werke sich herausgestaltet, mit denen der technische Genius der Gegenwart die Erde erschüttert, die Natur bezwingt und der Menschheit dient.

Apparate, Instrumente, Werkzeuge und Maschinen werden den breitesten Raum des Museums füllen. Aber zu ihrer wissenschaftlichen Ergänzung dienen Sammlungen, die mehr ein forschendes Verfeinern in die einzelnen Gegenstände fördern: Pläne und Zeichnungen, Altentwürfe und Bücher, die das von den Händen Geschaffene befeelen, vertiefen und erklären. Und das Museum wird natio-

nal sein, indem es auf deutschem Boden und durch deutsche Kraft und Opferwilligkeit geschaffen wird; zugleich aber auch international, indem es seinen naturwissenschaftlichen und technischen Fortschritt der gesamten Kulturwelt unbeachtet lassen wird. Es wird keine Schaustätte werden für flüchtige Neugierde und spielende Betrachtungen, sondern ein tiefgreifendes und unerschöpfliches Bildungsinstitut, in dem jeder, der sich mit einer naturwissenschaftlichen oder technischen Frage beschäftigt, den Weg verfolgen kann, den der Menschengeist mit seinen Werken und Gedanken darüber von den bescheidensten Anfängen bis zur Gegenwart besät hat. Es wird ein großer Unterschied sein zwischen diesem Museum und einer künstlerischen oder kunstgewerblichen Sammlung. Denn während in einer solchen jedes einzelne Stück für sich seinen Wert hat in dem Schönheitsgedanken, der es befeelt, wird das „Deutsche Museum“ seine Aufgabe darin sehen, ernste Gedankenreihen verfolgen zu lassen.

Der Gedanke der Schöpfung dieses Museums ist im Schoße des Vereins deutscher Ingenieure entsprungen. Selten hatte sich eine Gründung einer so allseitigen Zustimmung und der Zusicherung so werktätiger Unterstützung zu erfreuen wie diese. Als Sitz des Museums wurde München gewählt; das Protektorat übernahm Prinz Ludwig von Bayern; der Prinzregent von Bayern und der Deutsche Kaiser widmeten der Gründung von Anfang an ihr lebhaftes Interesse, nicht minder die hervorragendsten Vertreter der Naturwissenschaften, der Technik und der Industrie. Die Stadtgemeinde München hat für den Museumsbau einen Platz von ganz hervorragender Schönheit angewiesen: auf dem südlichen Ende einer von zwei Armen des Isarstroms gebildeten Insel. Reiche Gelbzuschüsse sind schon in Aussicht gestellt; ebenso Schenkungen von Sammlungsgegenständen wertvollster Art. Und wenn auch noch Jahre vergehen müssen, ehe das Museum seinen stolzen, von den blaugrünen Narwellen umrauchten Bau erheben kann, so bürgen doch heute schon die Energie und Kenntnis seiner Gründer und die beispiellose Anerkennung seines Zieles und seiner Bedeutung seitens der ganzen Nation für eine große Zukunft.

## Die Erhaltung der Bodenfruchtbarkeit.

Von Professor Lassar-Cohn.

Unternehmen wir einen Waldspaziergang und betrachten die uns umgebenden Bäume hinsichtlich ihrer Verbrennbarkeit, sehen in ihnen nur Brennholz, so drängt sich uns ohne weiteres die Frage auf: Wie vermag sich so viel Holz gerade an dieser Stelle zu bilden? Da Wälder uralte zu sein pflegen und nicht erst in neuerer Zeit angelegt sind, hat sogar das Stück Land, auf dem wir uns befinden, meist im Laufe der Jahrtausende schon sehr viel Holz geliefert, und niemand von uns bezweifelt, daß das noch Jahrtausende so weiter gehen wird. Hätten nun die Bäume, die hier schon gewachsen sind und hier noch wachsen werden, ihre verbrennbaren Bestandteile dem Boden entnommen und könnten sie ihm diese für alle Zeiten weiter entnehmen, so sollte der Waldboden eigentlich so reich an brennbarem Material sein, daß er auch seinerseits sich mühte anzuzünden lassen. Aber Waldboden, das wissen wir, ist gerade so unverbrennlich wie Ackerboden. So führt uns unsere Überlegung zu dem Schluß, daß die Bäume das an ihnen Brennbare gar nicht aus dem Erdboden beziehen. Nun kommen sie aber außer mit dem Erdboden nur mit der Luft in Berührung, und so müssen sie ihre verbrennbaren Bestandteile aus der Luft aufnehmen. Den Hauptbestandteil des Holzes bildet der Kohlenstoff. Wir bekommen ihn in Form von Holzkohle oft genug zu sehen, und diesen Kohlenstoff bezieht die Pflanze denn auch wirklich aus der Kohlenensäure der Luft. Die Kohlenensäure ist ein farbloses Gas, wie wir vom Seltenerwasser her wissen, daher vermögen wir sie in der Luft nicht zu sehen. In 10 000 Teilen Luft sind drei Teile von ihr enthalten. Die Natur hat nun den Blättern der Pflanzen, und zwar speziell ihrem grünen Farbstoff, für den man den Kunstausdruck Chlorophyll erfunden hat, die merkwürdige Begabung erteilt, sich die Kohlenensäure nutzbar machen zu können, indem er sie ziemlich direkt in Stärkemehl

verwandeln kann. So finden wir denn Stärkemehl in allen grünen Blatteilen, und von den Blättern wandert es in den Stamm bis hinunter in die Wurzeln. Infolge der großen Oberfläche der Blätter, an denen schon der leiseste Windzug andauernd neue Luftmassen vorbeiführt, haben sie genügend Gelegenheit zur Verarbeitung von Kohlenensäure, und man hat noch nie beobachtet, daß Pflanzen an Kohlenstoff Mangel gelitten hätten. Die Luft liefert ihnen ferner in Form von Regen und Tau ihren Bedarf an Wasser. Was wir uns im Vorausgehenden an Bäumen klar zu machen gesucht haben, gilt nun nicht von diesen allein, sondern natürlich von jeder Pflanze, also zum Beispiel auch von den Getreidearten.

Netzt wollen wir uns weiter vorstellen, daß wir das Holz im Ofen verbrennen. Da verbrennt kein Kohlenstoff wieder zu Kohlenensäure, sein Wasser verdampft wieder, und die komplizierteren Bestandteile, in die Kohlenstoff und Wasserstoff mit eingetreten sind, verbrennen ebenfalls. Doch hinterläßt das verbrannte Holz einen Rückstand, den man als Asche bezeichnet. Was ist nun die Asche? Sie ist das Material, das die Pflanze mit ihren Wurzeln aus den unverbrennlichen Bestandteilen des Bodens mit aufgenommen hat, und bleibt daher im Ofen unverbrannt zurück, und gerade ihre chemische Untersuchung hat, wie wir sehen werden, den Weg gezeigt, auf dem man imstande ist, die Bodenfruchtbarkeit dauernd zu erhalten.

Wollte man einfach Asche untersuchen, die z. B. beim Verbrennen eines großen Getreidehaufens zurückbleibt, so würde man zu recht ungenauen Ergebnissen kommen, weil ein Teil von ihr durch den Luftzug fortgerissen würde. Man bereitet deshalb die zu untersuchende Asche etwa auf dem Wege, daß man, wie die umstehende Abbildung zeigt, das zu veraschende Material in einen Ziegel A gibt und diesen in einem kleinen Ofen aus feuer-

festem Ton auf einer starken Gasflamme erhitzt. Hier hat man schließlich nach genügendem Glühen die gesamte Asche im Ziegel beisammen. Die Analyse der auf diesem Wege bereiteten Asche von Roggenfornern ergibt z. B. folgende Zusammensetzung: Phosphorsäure 47,52 v. H., Kalisalze 34,50 v. H., Kalk und Magnesia 14,13 v. H., das macht zusammen 96,15 v. H., während die geringe an 100 v. H. noch fehlende Aschenmenge aus Kieselsäure, Eisenoxyd usw. besteht.

Diese Zahlen sagen scheinbar noch sehr wenig, aber eine auf ihnen fußende Berechnung läßt sie sogleich in ganz anderem Lichte erscheinen. Wir können nämlich mit Hilfe solcher Aschenanalysen berechnen, wie viel der Boden bei Durchschnittsernten von seinem Vorrat an diesen Bestandteilen herzugeben hat, und jeder Hektar Ackerland gibt danach bei vierjährigem Fruchtwechsel in Kilogrammen her:

|                   | bei Weizen | bei Kartoffeln | bei Gerste | bei Alee | Gesamtmenge in vier Jahren |
|-------------------|------------|----------------|------------|----------|----------------------------|
| Phosphorsäure     | 35,2       | 27,3           | 30,5       | 36,2     | 129,2 kg                   |
| Kalisalze         | 61,5       | 102,7          | 60,5       | 144,0    | 368,7 kg                   |
| Kalk und Magnesia | 34,9       | 25,5           | 35,3       | 206,4    | 302,1 kg                   |

Als erstes ersehen wir aus dieser Tabelle den Vorteil des Fruchtwechsels, indem die verschiedenen Pflanzen dem Boden die anorganischen Bestandteile in sehr verschiedenen Mengen entziehen, so daß z. B. von Kalisalzen in dem einen Jahre nur 61 Kilogramm und im anderen dagegen 144 Kilogramm gebraucht werden. Dem allmählichen Nachlassen der Erträge der Acker, das sich jedem Landmann durch die Praxis aufdrängte, suchte man auf zwei Arten abzuwehren, einmal durch alljährliches Düngen und zweitens durch die von Zeit zu Zeit eingeschobene Brache. Die Erfahrung lehrte, daß man den Ertrag der Acker durch die Abfälle der Wirtschaft, die wir in ihrer Gesamtheit als Dünger bezeichnen wollen, verbessern könne, indem man sie mit unterpflügte. Der Grund hierfür ist der, daß in ihnen die anorganischen Bestandteile enthalten sind, die dem Boden durch den Anbau des Getreides und der Futterpflanzen entzogen werden. Sie kehren auf diesem Wege also zu ihm zurück. Da jedoch aus der Wirtschaft so manches verkauft wird, findet trotzdem ein jährlicher Verlust an den anorganischen Bestandteilen statt, und von welchem Einfluß das allmählich wird, können wir aus folgendem ersehen: Sicilien, die Kornkammer des alten Rom, war und ist ein von der Natur gewiß begünstigtes Land. Gegenwärtig liefert jedoch dort der Hektar Ackerland auf niemals gedüngtem Boden durchschnittlich nur noch 1100 Liter Weizen, dagegen gelten in Deutschland, das doch klimatisch sicherlich weit ungünstiger dasteht, 2300 Liter vielerorts als Durchschnittsertrag.

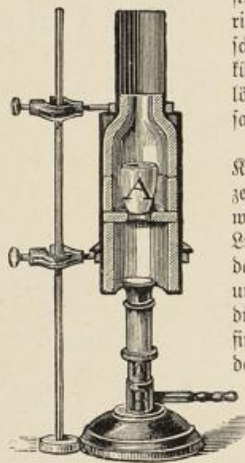
Während der günstige Einfluß des Düngens leicht zu verstehen ist, liegt das hinsichtlich der Brache ganz anders. Was soll es nützen, den Boden ein Jahr nicht abzuernten? Dadurch vermehrt sich doch weder die Phosphorsäure noch das darin enthaltene Kali. Das ist natürlich, weil es logisch gedacht ist, vollkommen richtig. Aber es handelt sich für den Pflanzenwuchs nicht einfach darum, daß Phosphorsäure, Kali usw. im Boden vorhanden sind, sondern um die Beschaffenheit, in der sie dort vorkommen. Die Pflanze kann die Bodenbestandteile nur mit ihren Wurzeln in Form wässriger Lösungen aufsaugen, und so müssen die Phosphorsäure und das Kali im Wasser, also in der Feuchtigkeit des Bodens, gelöst sein, wenn sie den Pflanzen überhaupt dienlich sein sollen.

Im Ackerboden sind sie jedoch meist in Form von in Wasser unlöslichen Gesteinstrümmern vorhanden. Gesteine verwittern aber bekanntlich, und dieses Verwittern, dieses Überführen in den wasserlöslichen Zustand besorgt die im Boden zirkulierende Kohlensäure der Luft zusammen mit der Feuchtigkeit. Hat man also einen Acker ein Jahr lang brach

liegen lassen, so ist im nächsten Jahre infolge der unablässig vor sich gehenden Verwitterung ein ziemlicher Vorrat an wasserlöslichem Phosphat usw. vorhanden, und dieser genügt zusammen mit dem, was alle Jahre an und für sich löslich wird, um beim Fruchtwechsel auf mehrere Jahre hinaus, also bis zur nächsten Brache, ganz gute Ernten zu ermöglichen.

Bevor wir jetzt die Mittel kennenlernen, die heutzutage die dauernde Erhaltung der Bodenfruchtbarkeit ermöglichen, müssen wir als letztes Element, das im Pflanzenleben eine ausschlaggebende Rolle spielt, den Stickstoff in Betracht ziehen. Stickstoff ist ein gasförmiges Element, er bildet den Hauptbestandteil der Luft, nämlich rund 80 v. H. Wir fanden daher nichts von ihm in der Asche, weil er bei dem starken Glühen, das zu deren Herstellung nötig war, wieder gasförmig entwich. Doch ist er für die Pflanzen ganz unentbehrlich, denn sie brauchen ihn zum Aufbau des Pflanzen-eiweißes. Unter Eiweiß verstehen die Chemiker jene unglaublich kompliziert zusammengesetzten Verbindungen, die stark stickstoffhaltig sind, in denen sich, sei es das pflanzliche, sei es das tierische Leben abspielt. Ohne Eiweiß ist kein Lebenwesen möglich, und da es kein Eiweiß ohne Stickstoff geben kann, brauchen die Pflanzen zu ihrer Existenz unbedingt Stickstoff. Wie sie aber dazu kommen, ist am schwierigsten zu enträtseln gewesen, wenn man auch schon seit dem Aufkommen der Lehre von den künstlichen Düngemitteln dem Ackerboden wasserlösliche Stickstoffverbindungen zuführte, weil man sah, wie sehr es den Pflanzenwuchs befördert.

Die Luft enthält in 10 000 Teilen 3 Teile Kohlensäure, und doch hat sich bei den Pflanzen niemals Mangel an Kohlenstoff gezeigt, wie wir im Vorausgehenden erfuhr. Die gleiche Luftmenge enthält aber 8000 Teile Stickstoff; da sollten sie doch eher zu reichlich von ihm haben und gewiß keiner künstlichen Zufuhr davon bedürfen. Trotzdem ist dieses letztere der Fall und findet seinen Grund darin, daß die Pflanzen sich den Stickstoff der Luft, ganz im Gegensatz zur Kohlensäure, nicht direkt nutzbar machen können. Während das Chlorophyll die Kohlensäure zu absorbieren vermag, hat die Natur den Pflanzen einen Stoff, der ähnliches mit dem Stickstoff zu leisten vermöchte, versagt. Den Stickstoff vermögen sie nur in Form



Apparat zum Veraschen von Pflanzenteilen.

wasserlöslicher Verbindungen gerade so wie die Phosphorsäure, das Kali usw. mit ihren Wurzeln aufzusaugen. Der Vorrat an löslichen Stickstoffverbindungen ist aber in allen Böden sehr gering. Daß die Chemie nicht imstande gewesen ist, diesen Vorgang bei der Assimilation des Stickstoffs durch die Pflanzen mit Sicherheit aufzuklären, liegt nun daran, daß, wie spätere Untersuchungen gelehrt haben, die Nutzbarmachung des Luftstickstoffs gar nicht auf rein chemischem Wege stattfindet. Erst die jüngste aller Wissenschaften, die Lehre von den Bakterien, hat diesen Teil der Pflanzenernährung klarzustellen vermocht. Die Natur läßt nämlich an den Wurzeln der Pflanzen sich Bakterien ansiedeln, die durch ihren Lebensprozeß den Stickstoff der Luft mit Sauerstoff nebst im Boden vorhandenen Stoffen zu wasserlöslichen Verbindungen vereinigen, und diese Verbindungen saugen die Pflanzenwurzeln alsdann auf.

Unsere bisher gesammelten Kenntnisse geben uns nun den Weg an, wie man die Bodenfruchtbarkeit dauernd erhalten kann. Man erreicht dieses, wenn man dem Boden die Phosphorsäure, das Kali usw. wieder ersetzt, das ihm in Form von Ernten entzogen worden ist. Dazu fragt es sich, wo man die Phosphorsäure, das Kali usw. billig genug und in genügenden Mengen herbekommt. Nun, diese Aufgabe erfüllt die Industrie der künstlichen Düngemittel, und wie sie das ermöglicht, soll uns jetzt beschäftigen. Beginnen wir mit der Beschaffung der Phosphorsäure. Eines der bekanntesten phosphorhaltigen Materialien sind die Knochen. Sie enthalten

den Phosphor in Form eines in Wasser unlöslichen phosphorsäuren Kalkes. In diesem kommen auf 1 Teil Phosphorsäure 3 Teile Kalk. Nimmt man hiervon 2 Teile fort, so entsteht ein anderer phosphorsaurer Kalk, der im Gegensatz zum erstgenannten in Wasser löslich ist. Ein solcher phosphorsaurer Kalk ist es auch, der durch Verwitterung im Boden entsteht, ihn nehmen die Pflanzen auf. Wollte man aber etwa feingemahlene Knochen dem Acker zuführen, so würde ihr phosphorsaurer Kalk erst im Laufe vieler Jahre zur Geltung kommen, da die Verwitterung im Boden sehr langsam vor sich geht, und der Landmann würde das Geld, das er dafür ausgegeben hat, so allmählich und in so kleinen Dosen wiedersehen, daß es wenig Wert für ihn hätte. Ganz anders gestaltet sich aber die Sachlage, wenn man den unlöslichen phosphorsäuren Kalk, bevor man ihn dem Boden übergibt, in den wasserlöslichen Zustand überführt; dann wird sich sein den Pflanzenwuchs befördernder Einfluß bereits in der nächsten Ernte geltend machen, dann wird der Landmann Freude am Erfolg seiner künstlichen Düngung haben. So ist es denn Aufgabe der Industrie, das Phosphat löslich zu machen. Dieses wird dadurch erreicht, daß man das unlösliche Material mit Schwefelsäure übergießt. Die Schwefelsäure ist eine stärkere Säure als die Phosphorsäure, und in der Chemie gilt unbedingt das Recht des Stärkeren. Berechnet man als Chemiker, wie viel Schwefelsäure dazu gehört, um der Phosphorsäure, wenn sie 3 Teile Kalk festhält, 2 Teile davon fortzunehmen, und setzt die berechnete Menge zu, so bekommt man ein Gemisch von wasserlöslichem phosphorsäuren Kalk und schwefelsäurem Kalk. Dieses Gemisch nennt man Superphosphat. Es ist dem Rohmaterial „über“, es steht höher als das Rohmaterial, ist wertvoller als dieses.

Dem ununterbrochen wachsenden Bedarf an Superphosphat kann jedoch die alljährlich zu beschaffende Menge von Knochen nicht genügen. Glücklicherweise findet sich nun mancherwärts auf der Erde auch phosphorsaurer Kalk als Gestein. Die Mineralogen nennen es Apatit. Auch dieses liefert durch Aufschließen, so nennt man die Behandlung mit Schwefelsäure, Superphosphat. Ehemals wertlos, ist der Apatit daher heute recht wertvoll. So fand man im Jahre 1886, daß eine Sandgrube des Dorfes Beauval an der Somme, die sicher seit 50 Jahren im Betriebe war, aus sehr phosphatreichem Sande bestehe. Kurz darnach ist diese Grube für zwei Millionen Franken verkauft worden. Wie man sieht, vermag nicht nur in Südafrika dürrer Fels Gold zu liefern, auch in Europa können durch besondere Glückszufälle Sandgruben zu Goldgruben werden. Gegenwärtig sind die Hauptlieferanten für Rohphosphat Florida in Nordamerika und seit dem Jahre 1898 Tunesien in Algier. Da im letzten Jahre aus Algier 600 000 Tons Rohphosphat ausgeführt wurden, sieht man, von welchem Einfluß dieses Vorkommen zum Beispiel auf den Schiffsverkehr jenes Landes ist.

Auf folgende merkwürdige Weise ist den Landwirten eine weitere billige Quelle für Phosphorsäure erschlossen worden. Viele Eisenerze geben, wenn man aus ihnen das Eisen ausschmilzt, ein Roheisen von so schlechter Beschaffenheit, daß man aus ihm nur Gußwaren gröbster Art, von denen eine erwähnenswerte Haltbarkeit nicht verlangt wird, herstellen kann. An eine Überführung in Stahl oder Schmiedeeisen war gar nicht zu denken, denn diese erwiesen sich infolge ihrer Brüchigkeit erst recht als unbrauchbar. Zwischen den Jahren 1830 und 1840 erkannte man aus den Analysen derartiger Roheisensorten, daß ihr Phosphorgehalt die Ursache der schlechten Qualität ist. Dadurch kam die Eisenhüttenkunde zur Aufgabe, das Eisen zu entphosphorn. Gelöst wurde diese Aufgabe aber erst im Jahre 1879, so viel auch schon darüber vorher gearbeitet war, und zwar fanden die beiden englischen Chemiker Thomas und Gilchrist diese Lösung. Das meiste Roheisen wird heutzutage nach dem von Bessemer im Jahre 1856 angegebenen und nicht mehr zu übertreffenden Verfahren so in Stahl verwandelt, daß man es flüssig in ein birnenförmiges Gefäß gießt und nun

von unten her durch die geschmolzene Masse Luft bläst. Mehrere tausend Kilo Roheisen sind auf diesem Wege in wenigen Minuten in Stahl verwandelt. Der im geschmolzenen Roheisen vorhandene Phosphor verbrennt hierbei zu Phosphorsäure, und nun setzen die genannten Erfinder dem glühenden Bade Kalk zu. Dieser verband sich mit der Säure zu phosphorsäurem Kalk, und so war der Phosphor aus dem entstehenden Stahl entfernt. Ganz so einfach, wie es hiernach scheinen könnte, ist die Erfindung allerdings nicht gewesen, aber ihr Prinzip ist das hier wiedergegebene. Jedenfalls wurden hierdurch die Werke, die Stahl aus phosphorhaltigem Roheisen herstellten, zugleich Fabrikanten von phosphorsäurem Kalk. Weil nun in Europa fast nur phosphorhaltiges Roheisen geblasen wird, ist die Menge des hierbei als Nebenprodukt erzeugten phosphorsäuren Kalks sehr groß. Dazu kommt, daß dieser in hoher Glut hergestellte phosphorsäure Kalk die angenehme Eigenschaft zeigt, von den Pflanzen assimiliert zu werden, ohne daß es nötig wäre, ihn vorher mit Schwefelsäure aufzuschließen. Es genügt vielmehr, ihn möglichst fein zu mahlen. In diesem Zustande wird er denn auch zu sehr billigen Preisen an die Landwirte unter dem Namen „Thomasphosphatmehl“ verkauft und von ihnen in erstaunlich großen Mengen verbraucht.

Außer Phosphorsäure brauchen also die Pflanzen vornehmlich Kali; auch an diesem pflegt in den Ackerböden gerade kein Überschuß vorhanden zu sein. Das gesamte Kali nun, das die Landwirtschaft als künstliches Düngemittel verbraucht, liefert Deutschland, denn allein in Deutschland gibt es Kalibergwerke, jedoch bisher nur bei Staßfurt in der Nähe Magdeburgs. In Staßfurt wurde schon im Mittelalter aus salzhaltigen Quellen Kochsalz hergestellt. Die umliegenden Kleinstaaten vernichteten aber schließlich diese Industrie durch übermäßig hohe Zölle. Schließlich boten die Besitzer, da sie den Betrieb kaum mehr aufrecht erhalten konnten, ihre Gerechtame dem Könige von Preußen als ihrem Landesherren an, und der Fiskus tauchte auch im Jahre 1796 das Salzwerk. Aber erst nach den Befreiungskriegen kam es wieder zu einem regelmäßigen Betriebe. Allmählich entschloß man sich jedoch, statt die zutage tretende Salzsole zu verdampfen, lieber nach dem im Boden liegenden Steinsalz zu suchen, um es bergmännisch direkt in fester Form zu gewinnen. Dabei zeigte sich nun, daß in jener Gegend über dem eigentlichen Steinsalz bittere Salze lagern, eine Erscheinung, die sonst nirgends beobachtet wird. Die Untersuchung der letzteren ergab, daß es sich um Kalisalze handelt. Da diese recht unrein sind, müssen sie erst gereinigt werden, was durch Umkrystallisieren erreicht wird. Daraus hat sich die gewaltige Kaliindustrie in jener Gegend entwickelt, die, weil die Vorräte an rohen Kalisalzen geradezu unerschöpflich sind, jedes beliebige Quantum von ihnen der Welt zur Verfügung stellen kann. Diese Industrie stellt auch viele der „Berunreinigungen“ der rohen Kalisalze in reinem Zustande dar, weil andere Industrien sie brauchen können. Dahin gehört z. B. das Brom, das in Form von Bromsilbergelatine-emulsionsplatten den Liebhaberphotographen zu so schönen Erfolgen verhilft.

Jetzt haben wir noch kennenzulernen, in welcher Form man den Pflanzen wasserlösliche Stickstoffverbindungen zuführt. Dieses geschieht auf zweierlei Art, nämlich entweder in Form von Chilisalpeter oder von schwefelsäurem Ammoniak. Schon der Name kündigt uns den Ursprung des Chilisalpeters an. In jenem Lande gibt es weite Strecken, in denen es niemals regnet, und der ganz unfruchtbare Boden ist dort reich an Salpeter. Kocht man ihn mit Wasser aus, so geht der Salpeter in Lösung, und zieht man die heiße Lösung von den ungelöst gebliebenen Bodenbestandteilen ab, so krystallisiert aus der erkaltenden Lösung der Salpeter aus, der nach dem Trocknen das künstliche Düngemittel darstellt.

Das schwefelsäure Ammoniak liefern die Gasanstalten und die Kokereien, die die Koks zum Ausschmelzen des Roheisens liefern. Wir sehen, die Eisenindustrie also „betrachtet“ durch zwei

Abfallprodukte die Landwirtschaft. Der Zusammenhang ist hier folgender: Wir gingen davon aus, daß alle Pflanzen Stickstoff enthalten; so war es auch mit jenen der Fall, die vor Millionen von Jahren wuchsen und uns jetzt in Form von Steinkohle zur Verfügung stehen. Ist auch die Steinkohle ein sehr stark verändertes Holz, so enthält sie doch von ihrem Ursprung her immer noch stickstoffhaltige Verbindungen. Wird sie nun für die Zwecke der Gasbereitung in den Leuchtgasanstalten oder zum Zweck der Verkokung für die Eisenindustrie stark geblüht, so entweicht der größte Teil ihres Stickstoffes in Form einer sehr einfachen chemischen Verbindung, die den Namen „Ammoniak“ führt. Das Ammoniak vereinigt sich beim Zusammenkommen mit Schwefelsäure mit dieser Säure zu schwefelsaurem Ammoniak, und da sich gezeigt hat, daß es gerade in dieser Verbindung den Pflanzen sehr willkommen ist, wird es in dieser Form der Landwirtschaft geliefert.

Zu erwähnen hätten wir schließlich noch den Guano. Er besteht aus dem Kot von Seevögeln, die sich namentlich an den regenlosen Küsten von Südamerika zu sehr großen Massen angehäuft haben. Doch sind die vorhandenen Vorräte heute schon so gut wie vollständig aufgebraucht, und deshalb spielt er keine Rolle mehr. Aus den vorangehenden Mitteilungen ist uns aber klar, daß daraus gegenwärtig der Landwirtschaft kein Schaden mehr erwächst, denn man kann ihr ja auch ohne ihn beliebige Mengen künstlicher Pflanzennährmittel zur Verfügung stellen.

Haben wir bisher angenommen, daß die künstlichen Düngemittel nur zur Erhaltung der Bodenfruchtbarkeit dienen sollen, so ergibt sich aus unserem jetzigen Wissen weiter, daß wir mit ihrer Hilfe nicht nur dieses vermögen, sondern die Frucht-

barkeit des Bodens auch bedeutend steigern können. Wenn zum Beispiel Ackerböden arm an Phosphorsäure sind und man ihnen nun reichlich von dieser zuführt, so werden die Ernten von jetzt ab weit besser werden, und ganz entsprechend steht es um das Kali und den Stickstoff. Ja, das geht so weit, daß man heutzutage reine Sandflächen, die bis zur Erkenntnis der vorliegenden Verhältnisse völlig ertraglos waren, nicht nur theoretisch in Acker zu verwandeln vermag, sondern auch durch Zuführung der künstlichen Düngemittel praktisch in diese verwandelt.

Am dem Ausbau großer Gebiete der Wissenschaft hat meist eine bedeutende Anzahl Gelehrter in langen Zeiträumen gearbeitet, bis schließlich ein genialer Geist alle diese Arbeiten zu einem Ganzen zusammenfaßte, welches das Weiterarbeiten alsdann von einem höheren Gesichtspunkt aus ermöglicht. Das ungeheure Gebiet jedoch, mit dem wir es hier zu tun haben, von dem das stolze Wort gilt, daß es erst den Menschen zum Herrn der Erde gemacht hat, hat sich um das Jahr 1850 herum im Kopfe eines Einzelnen zu voller Klarheit entfaltet. Dieser große Mann ist Liebig gewesen, dessen hundertsten Geburtstages auch die „Gartenlaube“ im Mai 1903 entsprechend gedacht hat. Mehr als jener kurze Nachruf es vermochte, werden uns die vorangehenden Mitteilungen über den Wert der allein auf seinen Ideen fußenden künstlichen Pflanzennährmittel aufklären, und wir werden anerkennen müssen, daß mit der industriellen Durchführung der Ideen Liebig's ein neuer Abschnitt in der Geschichte der Menschheit begonnen hat. Jetzt erst ist die Gefahr beseitigt, daß die Kulturvölker durch den Ackerbau, der ohne künstliche Düngemittel nur langsamer Raubbau ist, sich selbst den Boden abgraben auf dem sie fußen.

## Der Damenfeind.

(2. Fortsetzung.)

Erzählung von Gertrud Franke-Schivelbein.

Das Hochzeitsmahl war zu Ende — ein Göttermahl, bei dem Nektar und Ambrosia gereicht und eine himmlische Musik von Engeln in schwarzen Röcken — denn Menschen hätten auf irdischen Instrumenten so überirdische Melodien und Harmonien nicht zu erzeugen vermocht — ausgeführt wurde. Und neben Arnold Schmidt hatte ein Engel in einem weißen Kleide gesessen, ohne Flügel freilich, aber doch so unzweifelhaft ein Wesen aus höheren Sphären, daß Arnold Schmidt den Gedanken an eine staubgeborene, fehlerbehaftete Menschentochter als eine bare Ausgeburt des Wahnwizes von sich gewiesen hätte.

Die Polonäse hatten sie noch zusammen getanzt. Aber schon beim Walzer hatte er bekennen müssen: „Ich kann nicht tanzen.“ Und dann waren andere gekommen, Glücklichere, Menschen, die eine gute Kinderstube, eine tadellose gesellschaftliche Erziehung gehabt hatten, und hatten ihm sein Kleinod entführt. Und nun saß er in einer Ecke des Saales in der Nähe der Musik, die jetzt ganz ordinäre Weisen zusammenstrakte und zusammenhämmerte, halbverborgen hinter einem Lebensbaum, und dachte — dachte — halb ein seliger, halb ein todwunder Mensch.

Seit er sich seinen ersten Korb geholt — vor beinahe zwanzig Jahren — und sich bis über die Nasenspitze in Weiberhals gehüllt hatte; seit er Schopenhauer- und Nietzschejünger geworden und Ludowik Schmälzlein als einzige Repräsentantin des Ewig-Weiblichen in seiner Nähe geduldet — seit dieser Zeit war ihm heut zum erstenmal der wahre Begriff des „Weibes“ aufgegangen.

Er hatte es ja beim ersten Blick gewußt, und jedes Wort, jedes Lächeln hatte es ihm bestätigt: sie ist es, die einzige Eine, auf die du gewartet, für die du dein ganzes Herz aufgespart hast — um die du so lange zum Sonderling, zum Weibverächter geworden warst!

Sie hatte das Wunder vollbracht, ihn sich selber zu schenken. Unter dem Weisenszauber dieser schönen und klugen Frau hatte er alles zu sagen vermocht, was sonst wie mit sieben Siegeln verschlossenen in den tiefsten Tiefen seiner Seele geruht hatte. Für die feinsten, zartesten, flüchtigsten Gedankenbilder hatte er, der Schwerfällige, spielend den Ausdruck gefunden. Reich wie ein König hatte er verschwendet von den Schätzen seines Geistes, die er selber kaum gekannt — und dafür kostlichere Schätze eingeheimst.

Über alles sprachen sie; alles, was er in seinen einsamen Abendstunden gewonnen, gelesen, aufgespeichert hatte — nur für sich, wie er meinte — das lautete sie ihm mit ihren verstehenden, denkenden Augen ab, das wußte sie, hatte sie selber gedacht. — Und ein Wort war's oft, eine hingeworfene Bemerkung, die ihm zeigte, welche wundervolle Harmonie zwischen ihnen herrschte. Vor allem war's die Kunst, seine Kunst, für die sie ein unbegreifliches — ja bei einer Frau geradezu unerhörtes Verständnis verriet. Sie hatte eine Sachkenntnis und eine Beherrschung der Fachausdrücke, daß er manchmal, wie er nicht verhehlen konnte — ganz „baff“ dafas.

„Aber mein gnädiges Fräulein, woher haben Sie das nur?“ rief er außer sich. „Woher kennen Sie alle meine Arbeiten?“

Dann zuckte sie die weißen Schultern, lächelte geheimnisvoll, sagte — ein ganz klein wenig mit Eraverschlagenheit: „Ja, das möchten Sie wohl wissen, Herr Schmidt!“

Und wenn er dann beteuerte, daß er nichts auf der Welt so glühend wünsche als das, so meinte sie gelassen freundlich: „Aber was ist dabei? Das weiß doch jeder gebildete Mensch. Und Arnold Schmidt ist doch kein Unbetannter.“

Und nun saß er da, wieder allein, einsamer als je, und sah sie durch den Saal schweben — allen gehörend, für alle



Im Nachbargarten.  
Gemälde von Carl Hartmann.

erreichbar, die eingeweiht waren in die Geheimnisse des Walzers, oder des Konters, oder der zierlichen Figuren der Quadrille — nur für ihn verloren.

Da sah er, und die Ernüchterung kroch langsam über ihn her. Das junge Ehepaar, das noch leidenschaftlich mitgetanzt hatte, war nicht mehr zu sehen, und Arnold Schmidt dachte endlich, daß es nun wohl auch für ihn Zeit wäre, sein Martyrium zu beenden.

Der allerletzte Schimmer war nun auch verloschen: die schmerzliche Wonne, die leichte, weiße Gestalt dahinschweben zu sehen. Eine Weile wartete er noch. Vielleicht daß sie wieder auftauchte unter den Tanzenden. Als das aber nicht geschah, ergriff ihn ein wahrer moralischer Ekel vor diesem zwecklosen Herumhüpfen von Männlein und Weiblein, dieser blödsinnigen Fiedelei und Dudellei, vor diesen aufgepußten Modepuppen, diesen albernen, befrachteten und uniformierten Menschen. Und — jeder Zoll ein Weltverächter, dem das ganze Leben auch nicht einen Pfifferling galt, stürzte er blindlings aus dem Saale, der Garderobe zu, und — rannte an einen Menschen an, der, im Überzieher, den blanken Zylinder auf dem Kopf, wie wartend dort in der Tür stand.

„Donnerwetter, Kolte!“ sagte eine Stimme, die ihn augenblicklich zur Besinnung brachte. Er sah auf, erkannte Fritz Siebmacher, stammelte ein dumpfes „Entschuldige!“ und wollte weiter, um Überzieher und Hut vom Nagel zu nehmen.

„Mensch!“ rief ihm der Amtsrichter entgeistert nach, „wo willst du hin?“ Und er packte ihn beim Armel und hielt ihn fest.

„Fort!“ knurrte Arnold Schmidt verbissen, „nach Hause! Auschlafen! Vergessen, daß ich Esel eselhaft genug war, in eine Gesellschaft zu gehen, wo Leute meines Schlages nicht hingehören, wo . . .“

„Arnold!“ sagte da der Amtsrichter mit einer milden, mit leidigen Stimme, die dem Tiefverstimmten guttat, wie sanftes Streicheln einem aufgeregten Pferde. „Lieber Junge, das ist ja alles Blech, was du da redest. Komm, setz dich mal. Die kleine Herta nimmt Abschied von ihrer Mutter. Es kann noch 'ne Weile dauern. Sie schluchzten beide, daß ich's nicht länger mit anhören konnte. Und nun sage mir um Himmels willen, Mensch, alter Junge — Spielgenosch von damals — was ist dir denn bloß in die Krone gefahren?“

Arnold hatte sich von Fritz Siebmachers Hand zu befreien gesucht. Aber der ließ nicht locker und zog den Widerstrebenden auf eine Holzbank nieder, die in einem Winkel neben der Tür stand. Kopfschüttelnd betrachtete er den stattlichen Freund, der mit bärbeißiger Miene vor sich hinstarrte, an seinem Schnurrebart zerrte und in trozigem Schweigen verharrte.

Eigentlich hätte Fritz Siebmacher sich ja nun schauderhaft über Arnold Schmidt ärgern müssen; ja, er hätte sich — als Korpsstudent und Reserveoffizier — beleidigt fühlen und Rechenschaft fordern können für dies ganz unqualifizierbare Benehmen. Aber in seiner Seele war heut kein Raum für niedrige und alltägliche Gefühle.

„Kolte,“ sagte er weich, „was soll ich nun bloß von dir denken?“

„Denke, was du willst,“ knurrte ihn Arnold Schmidt grimmig an. „Hab ich dir's nicht vorausgesagt? Warum tomt'st du mich nicht lassen wo ich war? Bei meiner Arbeit, die mir alles ist! In meiner Klausur, wo kein Mensch von mir verlangt, daß ich die Beine schwingen und wie ein Berückter herumwalzen soll! Wo ich, wie sich's für einen gesetzten, ernsthaften Menschen gehört, zeichnen oder 'n Buch lesen oder mir ein Lieblingsstück vorklimpern kann — dazu hat ja die ‚Erziehung‘ glücklicherweise noch gereicht . . .“

„Arnold — Mensch . . .!“

„Ja, du hast gut schreien: ‚Arnold! Mensch!‘ Wenn du in meiner Haut stecktest . . .“

„Ja, um Himmels willen — lieber Junge, so red' doch! Hat dir einer was getan?“

„Getan?“ Arnold sah entrüstet auf. „Na, weißt du — das wagt schon keiner! Wenn mir einer was getan hat, so bin ich's höchstens selber. Das heißt, der grobe, ungeschliffene Klotz, der ich bin. Und meine Tischdame —“

„Ah —!“ machte der Amtsrichter und kam nun schon besser auf die Spur, „der alte Spleen! Und ich dachte schon,“ fügte er mit scheinbarer Harmlosigkeit hinzu „als ich sah, wie gut du dich mit deiner Nachbarin unterhieltest, du hättest dich bekehrt.“

„Bekehrt —?“ Arnold Schmidt sprach dies Wort mit einem rätselhaften Ausdruck, fragend, zweifelnd, nachdenklich. Er stützte den Kopf in die Hand, den Ellbogen aufs Knie und blickte sinnend und — wie es schien — besänftigt, ja von Wehmut ergriffen, vor sich nieder. Dann hob ein Seufzer seine Brust, so lang, so schwer, daß der Amtsrichter ihm besorgt auf die Schulter klopfte. „Na, alter Junge, was machst du denn für Geschichten? Weichte mal!“

Arnold Schmidt schüttelte den Kopf. Die Brust war ihm so übervoll — einer Seele mußte er sich offenbaren. Seine unglückselige Neigung, sich selber unters Seziermesser zu nehmen und jede seiner Bewegungen, jedes Wort zu zerleischen, so daß er sich selber als ein richtiger Trottel, ein Ungeheuer an Taktlosigkeit und Ungeschicklichkeit unter den Händen zurückließ — diese längst überwunden geglaubte Zännerlichkeit hatte ihn heut wieder überfallen. Schlimmer als je — nachdem er selbstvergeffen auf den Höhen der Menschheit gewandelt hatte.

„Fritz,“ murmelte er mit Grabestön, „ich hab mich benommen, — benommen —!“ In wahrer Verzweiflung schlug er auf sein Knie, daß es dröhnte. „Was muß sie von mir denken, die — die Ursula Faber . . .“

„D — die —“ warf der Amtsrichter begütigend ein.

Aber Arnold Schmidt unterbrach ihn mit einer großartigen tragischen Handbewegung. „Schweig! Was weißt du? Erst laß ich sie warten — eine geschlagene Viertelstunde lang, dann vergeß ich Eitel die Blumen, die zu einer Brautjungfer gehören wie der Kranz zur Braut — bin schuld, daß der Engel in einer Karre zweiter Güte — was sag ich, in einem Schinderkarren zur Kirche fahren, schuld, daß sie bei der Trauung ganz im Hintergrunde stehen muß. — Ach Gott —“ unterbrach er sich, voll Wehmut den Kopf schüttelnd. „Was für Verstöße ich mir sonst noch habe zuschulden kommen lassen — das wissen die Götter! Ich weiß bloß, daß ich mich verkrümelte habe, und daß sie mich ein paar mal gesucht hat wie eine Stednadel — beim Damenwäher —“

„Ja — aber Unglücksman, warum denn bloß?“

„Weil ich — Kreuzhimmeldonnerwetter, Mensch, das weißt du doch — nicht mal die elendesten Polkschritte in meine ungeschlachteten Glieder gebracht habe —“

„Hm, hm,“ brummte der Amtsrichter. Er erinnerte sich der unsäglichen Mühe, die er selber sich gegeben hatte, seinen Freund in die Kunst Terpsichores einzuweißen. „Aber das hättest du ihr doch sagen können,“ fügte er vorsichtig hinzu. „Denkst du, daß sie einen Mann nach diesen Fähigkeiten beurteilt?“

„Das ist's ja eben,“ sagte Arnold mit stiller Verzweiflung. „Das weiß ich ja. Und trotzdem. Wie angenagelt sah ich auf meinem Stuhl hinter dem Lebensbaum. Und sah, daß ihr das Tanzen auf die Dauer doch gar zu öde wurde. Und daß sie vielleicht gern noch ein bißchen mit mir geschwätzt hätte. Denn wir haben uns unterhalten — wie die Götter!“ brach er enthusiastisch los, von der Erinnerung an die köstlichsten Stunden seines Lebens überwältigt. „Und, siehst du,“ fuhr er leiser fort, „so nett, und lieb und gut war sie, ich bildete mir ein, ich hätte ihr vielleicht — keinen allzuschlechten Eindruck gemacht, trotz alledem. Aber als dann die anderen kamen, die Reumants und Assessoren und Doktoren, und sich fast zerrissen

um einen Tanz mit ihr, da kam ich allmählich zur Besinnung, und — na, meinen Bauernstolz hab ich auch. Das weißt du ja. Und sie ist 'ne Baronesse. Und fein wie eine Königstochter aus dem Märchen. Was nicht paßt, das paßt eben nicht. Ergo —“ Er stand hastig auf und suchte unter den herumhängenden Menschenhülsen seinen feinen, seidengefütterten Überzieher. „Na, 's muß auch so gehen,“ murmelte er dabei mit zusammengebissenen Zähnen. „Schuster, bleib bei deinem Leisten. Übrigens, die Villa draußen, du, die wird famos. Und wenn ihr, du und deine Herta, euch mal so ein Nestchen im Grünen einrichten wollt . . .“

Dabei fuhr er mit einem Arm in den Überzieher, suchte krampfhaft das andere Armelloch, schimpfte, wehrte des Amtsrichters Hilfe mit mildem Eigensinn ab, ließ sie sich dann aber widerstrebend gefallen.

„Eins möcht' ich doch noch fragen,“ warf er so nebensächlich hin, indem er den Rock über der weißen Weste und den Ordenssternen am Fraak langsam zumöpfte. „Sie will mich kennen. Komisch. Woher denn? Sie hat wohl bloß gepaßt, mich ein bißchen aufgezogen, nicht wahr? So 'nen plumpen Bären zu necken — der Schelm sah ihr ja aus den Augen. — Ach, Augen!“ wiederholte er träumerisch. Und die seligschmerzliche Erinnerung warf einen solchen Glanz auf sein schlichtes männliches Gesicht, daß Fritz Siebmacher — wenn er nach allem Vorgegangenen noch den geringsten Zweifel über die Gemütsverfassung seines alten Freundes gehegt hätte, jetzt von seinem Irrtum bekehrt worden wäre.

Es packte ihn beinahe wie Nührung. Dieser große, ungeschlachte Kerl — wie ein Kind war der ja, so durchsichtig, so dumm, so lächerlich! Fritz kriegte nasse Augen, schämte sich dessen, nahm's deshalb von der komischen Seite, die ihm besser lag, und schlug ein helles Gelächter auf. Und er lachte, lachte — lachte immer toller, je wilder Arnold die Augen rollte, je zorniger er fragte: „Was lachst du, Mensch?“ — je erbitterter er ihn schließlich bei den Schultern schüttelte. Bis Arnold ihm endlich entschlossen den Rücken kehrte und Miene machte, fortzugehen, spornstreichs — auf Nimmerwiedersehn.

Da ergriff ihn der übermütige junge Ehemann noch glücklich am Schlafittchen, hielt ihn mit übermenschlichen Kräften fest, zwang ihn endlich, ihm ins Gesicht zu sehen, und sprach die inhaltschweren Worte: „D du großmächtigster aller zweibeinigen Eitel!“

Und ehe der beinah erstarrte Baumeister noch den Mund zu einer schneiden Antwort hatte öffnen können, brach der Amtsrichter mit einem Wortschwall los, der seiner richterlichen Beredsamkeit alle Ehre machte. Er sprach, erklärte, erzählte, zehnerlei in einem Atem; er wiederholte und bekräftigte, denn er merkte: mit der Fassungskraft seines sonst so gescheiten Freundes sah's in diesem Augenblick nicht zum besten aus, und nur langsam dämmerte ihm das Verständnis des allerdings Ungewöhnlichen und Seltsamen, das er vernahm.

„Ja,“ murmelte Arnold endlich verstört, „hör ich denn recht: das Fräulein von Faber schreibt? Schreibt unter der bekannten Chiffre U. F.?“

„Ursula Faber.“ — „U. F.“ — Das stimmt doch?“

„Ja, es stimmt,“ murmelte der Baumeister tonlos. „U. F.“ Sie schreibt auch Kunstkritiken. Und gute Kunstkritiken. Die besten, ehrlichsten, verständnisvollsten Kunstkritiken, hinter denen man immer den warmen, klugen, ehrlichen Menschen fühlt. Kein Wort zuviel. Keine Phrase. Nicht geschrieben, um ihren eigenen Geist oder Witz ins beste Licht zu setzen — nein, um dem Künstler nach bestem Wissen zu seinem Recht zu verhelfen. — Ich habe mich immer so über diese Kritiken gefreut.“ fügte er in hilfloser innerer Bewegung hinzu, dem Amtsrichter treuherzig ins Gesicht sehend. „Ich dachte: der Mann müßte dein Freund sein. Denn ein Mann konnte das bloß geschrieben haben. Und nun ist es — eine Frau! Was sag ich — Frau? Ein junges Mädchen — ein Kind von achtzehn Jahren —“



„Gib zehne, zwölfe zu, dann triffst du's eher. Ja, und sie schreibt schon mindestens so lange. Das schöne Talent zeigte sich früh. Zum Glück. Denn sie ist seit dem Tode ihres Vaters der Mann in der Familie. Tapfer, ein kleiner Held . . .“

„Ein Held,“ wiederholte Arnold in tiefer, stiller Begeisterung. „Ein Mann, den ich mir zum Freunde wünschte, weil er mir so ganz aus der Seele sprach . . .“ Er verstummte auf einmal — wie im Schreck. Sein frisches Gesicht wurde um einen Schein blässer. Dann legte er die Hand schwer auf den Armel des Amtsrichters. „Fris,“ flüsterte er mit seltsam glimmenden Augen, „Fris — wenn sie der U. F. ist, der famose Kerl, du, dann hab ich ja dem Kerl schon mal geschrieben!“

„Das hast du, Nolte.“

„Damals, als ich das Theater baute, meinen Liebling, mein Schmerzenskind!“

„Das dich über Nacht berühmt machte. Und über das zuerst ein „allgemeines Schütteln des Kopfes“ geschah. Na, und da stand's denn eines Tages in der Bürgerzeitung zu lesen: Ihr Leute, guckt doch bloß ordentlich hin. Da hat doch 'mal ein Mensch den Mut gehabt, er selbst zu sein, seinen eigenen Stil zu schaffen. Und der Artikel, der den Blinden die Binde von den Augen nahm, der war „U. F.“ unterzeichnet. Und dieser U. F. war sie!“

„Sie! Und ich habe ihr, das heißt dem U. F., gedankt. Wie man an einen Menschen schreibt, der einem aus der dumpfen, blöden Masse heraus die Hand herzlich entgegenstreckt und drückt, daß man fühlt: Seelenverwandtschaft. Und den Brief durch die Redaktion befördern lassen. Aber keine Antwort erhalten.“

„Ja, weißt du, sie hat wirklich mehr zu tun, als Briefe unbekannter Leute zu beantworten, und wären's auch Baumeister mit einem „persönlichen Stil“. Was hat sie zu laufen, um bloß all die Ausstellungen zu besprechen! Und was sonst noch so ist. Und das alles bloß im Nebenamt. Denn eigentlich ist sie ja Dichterin. Oder noch eigentlicher die liebevollste, aufopferndste, hingebendste Tochter, Schwester, Enkelin, Freundin, die es geben kann . . .“

„Tochter — Schwester — Enke — lin, Freun . . .“ betete Arnold Schmidt nach, fassungslos über diese Vielseitigkeit. „Fris, um Gottes willen . . .“ und von einem furchtbaren Gedanken ergriffen, packte er den Freund heftig am Rockknopf: „Fris, ist sie nicht am Ende — noch etwas?“

„Ist das etwa nicht genug?“ fragte Fris zurück, aber nicht mehr ganz bei der Sache. Zerstreut horchte er auf den Flur hinaus, wo ein leises Geräusch sich vernehmen ließ.

„Nun . . .“ Arnold würgte an dem Wort, „Braut? Ein Wunder wär's ja,“ rief er dann verzweifelt aus, „wenn sie nicht an jedem Finger einen Verehrer hätte!“

„Verehrer? — Wie Sand am Meer! So ein schönes, geistvolles Mädchen. Eine so vornehme Familie! Aber . . .“ Das Geräusch draußen erwies sich jetzt deutlich als das leise Rauschen von Frauenkleidern. — „Adieu! adieu!“ unterbrach er sich hastig. „Da ist Herta!“ Eine schnelle Umarmung. Er stob hinaus, auf die junge Frau zu, die in einem allerliebsten Weißkleid, den silbergrauen Schleier, der das Filzhütchen schmückte, übers Gesicht geschlagen, langsam herankam. Als sie den Amtsrichter erblickte, erhellte sich ihr tränenüberströmtes Gesicht. Sie hingte sich an seinen Arm, und beide gingen der Treppe zu.

Arnold Schmidt aber stand regungslos und suchte mit dem Gedanken fertig zu werden, daß die einzige Frau, in die er sich je in seinem Leben wahrhaft verliebt hatte, sein — Kritiker sei.

Totenstille um ihn her. Nur das Gas summte leise. Ganz aus der Ferne kamen manchmal die verwehten Töne eines Walzers herüber. Einmal hastete die schwarzbefractete

Gestalt eines Kellners an der Garderobentür vorüber, lautlos wie ein Geist. Und jetzt — aber was war das?

Arnold Schmidts Herzschlag setzte plötzlich aus.

Ein leises, kaum vernehmliches Türknarren am Ende des Korridors. Und er wußte, wußte so gewiß, als hätte es ihn einer ins Ohr geschrien: sie!

Und richtig. Ein Blick — als er den Kopf vorsichtig spähend aus der Garderobentür steckte — zeigte ihm, daß sein Herz die Wahrheit vorausgeahnt hatte.

Sie sah ihn nicht. Ganz in sich versunken, kam sie den langen Gang heraufgeschritten, langsam, müde, auf dem süßen Gesicht einen Ausdruck stiller Trauer.

Sie war als nächste Freundin Herta wohl beim Umkleiden behilflich gewesen, hatte dem Abschied der jungen Frau von den Eltern beigewohnt, und das Scheiden zitterte noch schmerzlich in ihrem eigenen Herzen nach.

War's der lange dunkle Mantel, den sie über ihr weißes Kleid geworfen hatte, das schwarze Spizentuch, das ihren Kopf umhüllte — sie schien ihm ein anderer Mensch als vorher das heitere, neckische schöne Mädchen.

Er sah jetzt die Jahre auf ihr liegen, die schweren Jahre, die ernst machen und reif und tief, von denen eins oft soviel wiegt wie zehn leichte und sorglose. Die glatte, jugendliche Form barg eine Seele, der des Lebens Dunkelheiten, Härten und Kämpfe längst keine Fremdlinge mehr waren.

Da ging es in Arnold Schmidt wie ein großer, heller Lichtschein auf. Ein paar Sekunden waren's nur, bis sie ihn erreicht und erkannt hatte. In diesen Sekunden aber wurde er plötzlich ein Riese an Kraft und Entschluß. Eine unfirmige Sehnsucht überfiel ihn, während sie langsam näher kam, ahnungslos, daß ein Blick auf ihr ruhte, sie gleich, wie sie ging und stand, an seine Brust zu nehmen: Da ruh dich aus! Du Zartes, du Feines! Mich laß nun für dich schaffen und kämpfen, den Handwerkerlohn, der die dirben Häufige hat!

Aber das ging denn doch nicht so leicht.

Er merkte es, als sie vor ihm stand, erschreckend bei seinem unvermuteten Auftauchen aus dem halberhellten Schlunde der Garderobe; so tief erschreckend, daß die rosige Farbe aus ihren Wangen wich und sogar die purpurnen Lippen erblaßten. Und ihre unverkennbare Bewegung schlug im nächsten Augenblick jäh auf ihn zurück, aber mit der entgegengesetzten Wirkung: er wurde rot und hatte plötzlich das Gefühl, daß die weiße Halsbinde ihn menschlings strangulierte.

„Guten Abend, mein gnädiges Fräulein!“ sagte er, oder versuchte er wenigstens zu sagen, so gut es seine Atemnot zuließ. Es war ihm, als wäre sein Herzmuskel außer Rand und Band geraten, so slog und tobte er gegen die Rippen.

„Sie?“ fragte das Fräulein von Faber darauf, als traute sie ihren Augen nicht. Und ein flüchtiges Lächeln huschte ihr dabei um den Mund, ein armes, müdes Lächeln, ganz verschieden von dem sonnigen Glanz, der während des Mahles auf ihrem Gesicht gelegen hatte. „Ich dachte, Sie wären längst weg,“ fügte sie herb hinzu. „Sie waren ja wie vom Erdboden verschwunden.“

„Ich sah abseits, mein gnädiges Fräulein, wie es der Platz ist eines Nichttanzenden.“

Sie schüttelte den Kopf, offenbar verwundert, daß sie ihn trotzdem nicht bemerkt hatte.

„Bei der Musik, die nicht für mich spielte, wenn auch für alle die anderen; hinter dem Lebensbaum, im Schatten,“ erklärte er, und jedes seiner Worte erschien ihm tief symbolisch für den Zustand, in dem er sich dort befunden hatte, diesem sagenjämmerlichen, feigen, nun für ewig abgetanen Zustand seines alten Adams. Und mit unterdrücktem Jubel fügte er hinzu: „Aber ich hatte das Glück, Sie tanzen zu sehen.“

„Wenn es für Sie eins war, desto besser,“ antwortete sie kurz und herb, „für mich war's keins.“

„Nein . . .?“ Er hätte ihr zu Füßen fallen mögen vor Wonne. „Wirklich nicht?“

„Nein!“ Das war ihr Nein. Ihr festes, eisernes Nein. In diesem einen kleinen Wort lag der ganze Mensch: die entschlossene Abwehr gegen alles Verschwommene, Zweideutige, Häßliche, aber auch ihre glühende Bejahung des Guten und Schönen, das sie überall zu finden wußte, und läg's halb verscharrt im Schmutz der Straße.

„Nein!“ wiederholte sie mit etwas spöttischem Lächeln über sein erstauntes Entzücken. „Und es wundert mich — offen gestanden — nach allem, was wir zusammen gesprochen haben, daß Sie das wundert. Aber“ — sie warf einen schnellen Blick auf die kleine brillantenbesetzte Uhr, die sie im Armband trug — „es ist die höchste Zeit, daß ich nach Hause fahre. Mama wird sich schon ängstigen.“

„Gnädiges Fräulein, welch ein Glück! Mein Wagen wartet!“

„O, es sind immer Wagen vor der Tür.“

„Aber ich bitte Sie inständigst . . .“

Sie warf den Kopf ein wenig zurück — er sah, sie hatte ein Nein auf den Lippen, das sie nicht sprechen durfte — um keinen Preis der Welt.

„Sie dürfen mir diesen kleinen Dienst nicht verwehren, mein teures, verehrtes Fräulein!“ rief er so zwingend und gebieterisch, daß sie ihn erstaunt ansah. „Ich berufe mich auf meine Brautführerpfllichten!“

„Ach — die . . .?“ Sie schüttelte spöttisch lächelnd den Kopf. „Ich bemühe nicht gern jemand, der . . .“ sie zögerte und sah ihn überlegen an.

„Der . . .? Sagen Sie's nur dreist!“ brach er stürmisch los, „der sich wie ein Hottentotte, ein Australneger, ein Kanadier, der Europens übertünchte Höflichkeit noch nicht kennt — gegen alle Gesetze des Damendienstes vergangen hat!“

„O — o . . .“ machte sie beschwichtigend, „ganz so schlimm war's doch nicht . . .“

„Aber doch — schlimm — nicht wahr?“ Er spähte nach einem Zeichen, daß sie nicht ganz böse, nicht ganz gekränkt sei. Und da sah er, wie einen Blitz, ein kleines, schelmisches Zucken ihr um die Lippen huschen.

„Schlimm allerdings, Herr Schmidt. Aber da es wirklich zu Ihren verbrieften Rechten gehört, mich heil und trocken — hören Sie, es regnet — in der Bleibtreustraße abzuliefern, so nehme ich Ihr Anerbieten an.“

Und harmlos, in ihrer alten Unbefangenheit plaudernd, ließ sie sich von ihm die Treppe hinabbegleiten und in den herbeigerufenen Wagen heben.

Arnold Schmidt aber, dieser ehrlichste und geradeste aller Menschen, der nie in seinem Leben die Hand geboten hätte zum unschuldigsten Komplott — er machte sich kein Gewissen daraus, dem Kutscher heimlich ein großes Geldstück zuzustecken und ihm zuzuraunen: „Nicht gleich nach Hause! Einen tüchtigen Umweg, mindestens eine halbe Stunde, und dann . . .“ hier erhob er, schon mit einem Fuß im Wagen, die Stimme: „Bleibtreustraße 10!“

(Schluß folgt.)

## Blätter und Blüten

**Die Hofgesellschaften in Berlin.** (Mit der untenstehenden Abbildung.) Der 27. Februar war für unser Kaiserhaus ein doppeltes Fest. An dem Tage, da das Kaiserpaar die 25. Wiederkehr seines Hochzeitstages feierte, beging der zweite Sohn, Prinz Eitel Friedrich das Hochzeitsfest. So herzlich die Teilnahme des ganzen deutschen Volkes an dem Glück und Segen der kaiserlichen Familie ist, die Berliner haben das Vorrecht, an solchen Tagen die Gefühle des ganzen Volkes zu vertreten. Stundenlang stehen sie und warten auf der

Straße, um ein bißchen von all dem Staat und Glanz zu erhaschen, und dabei werden sie schließlich selbst gewissermaßen zu Hochzeitsgästen. Der Tag der Einholung am 26. Februar verlief ähnlich wie der, an dem die Braut des Kronprinzen im vorigen Sommer in Berlin ihren Einzug hielt. Wenige Minuten vor zwei Uhr traf der Sonderzug aus dem Lehrter Bahnhof ein, der die Großherzogin sowie den Erbgroßherzog von Oldenburg nach Berlin brachte. Kaum hatten die Herrschaften den Bahnhof verlassen, um sich nach dem Schloß Bellevue zu begeben, als



Die Ansprache des Oberbürgermeisters Kirschner am Pariser Platz.  
Vom Einzug der Herzogin Sophie Charlotte von Oldenburg in Berlin am 26. Februar.

der kaiserliche Hofzug einlief, der die Herzogin Sophie Charlotte, die Braut, und ihren Vater in Mathenow abgeholt hatte. Generalse-dmarshall von Hahnle begrüßte beide, die alsbald in das Schloß Bellevue führten. Dort wurde die Braut von dem Kaiserpaar und dem Prinzen Citel Friedrich herzlich empfangen. Schon senkten sich die Schatten des Abends über Berlin, als der feierliche Zug sich vom Schloße Bellevue in Bewegung setzte. Wieder jubelte das Publikum einer jungen Prinzenbraut zu, wieder überreichten am Pariser Platz die Ehrenjungfrauen einen Strauß, und der Oberbürgermeister Kirchner sprach herzliche Worte des Empfanges, auf die Herzogin Sophie Charlotte freundlich erwiderte. Der Kronprinz, der die begleitende Eskorte des Regiments der Gardebataillon befehligte, gab das Zeichen zur Weiterfahrt, und der Zug setzte sich wieder in Bewegung, um unter endlosem Jubel des Publikums durch die Spalier der Vereine die prachtvoll geschmückte Feststraße Unter den Linden zu passieren und schließlich unter dem Donner der Geschütze in den Schloßhof einzufahren. P. S.

**Der Laternenträger.** (Mit nebenstehender Abbildung.) Das Dunkel der Nacht senkt sich über die Uferländer am Amazonasstrom. Am Lagerfeuer hocken wilde Indianer. Da ertönt aus dem nahen Gebüsch ein lauter gellender Pfiff, nicht unähnlich dem Pfiff der Lokomotive. Die Wilden schauern zusammen. „Jairanamboia!“ flüstert der eine und wirft eine Handvoll Maniok oder Blätter in die Flamme. „Jairanamboia“ bedeutet so viel wie ein böses Ungeheuer, eine falsche Schlange. Sie war es, die den gellenden Pfiff ausgestoßen hatte, und der Rauch, den Maniok und Blätter erzeugen, soll sie von dem Lagerplatze fernhalten; denn dieser geflügelte Drache ist mit einem Giftstachel bewehrt, mit dem er den Menschen tödlich verwundet. Die ersten Naturforscher, die in den Stromgebieten Südamerikas weilten, fingen dieses gefährliche Tier, und sie fanden, daß es in Wirklichkeit ein ganz harmloses Geschöpf war, das ohne Grund gesüchtete wurde. Eine Zirpe ist es, deren Leib sechs bis acht Zentimeter lang wird; die großen häutigen Flügel zeigen eine schöne grünlische Grundfarbe und sind mit schwarzen und weißen Punkten besät. Die hinteren Flügel tragen außerdem einen gelben Augenfleck, der schwarz untrübt ist. Das Merkwürdigste an dieser Zirpe ist aber der Kopf; er trägt einen zwei bis drei Zentimeter langen, bohnenförmigen Auswuchs. Die Indianer berichteten, daß dieser Auswuchs bei fliegenden Anleten in der Nacht leuchtet, also eine Art Laterne darstelle. Das gab nun den Naturforschern Anlaß, jene südamerikanische Zirpe *Fulgora laternaria*, Laternenträger, zu nennen; aber mit dieser Namensgebung sind sie arg hineingefallen, denn spätere genauere Beobachtungen zeigten, daß diese

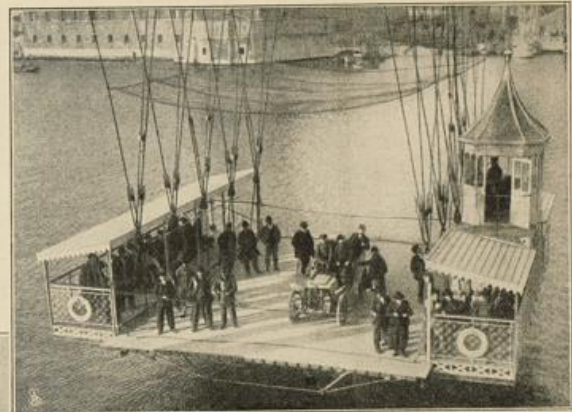
Zirpen ganz und gar nicht leuchten! Trotzdem ist die Bezeichnung *Fulgora* oder Leuchtzirpen für diese Familie der Insekten beibehalten worden. Ihre buntfarbigsten Vertreter sind hauptsächlich Tropenbewohner, nur eine Art, der europäische Laternenträger, *Pseudophana europaea*, kommt zuweilen auch in Deutschland vor. Kummerhafte Sammler können das Tierchen auf Schotgarben finden, es ist etwa zehn Millimeter lang und von grüner Farbe; die glashellen Flügel zeigen grüne Adern, die Augen sind braun.

**Die Umladebrücke in Marseille.** (Zu den beiden untenstehenden Abbildungen.) Die kürzlich eingeweihte Umladebrücke in Marseille, die unsere beiden Bilder veranschaulicht, ist am Eingang des alten Hafens gelegen und verbindet die Kais des großen Hafens von La Joliette mit den Geschäftsvierteln von Saint Victor, La Cordoune und des Catalons. Das trotz seiner Größe und Schwere geradezu grazios wirkende Bauwerk besteht aus zwei mächtigen Pfeilern von 86 Metern Höhe über dem Meeresspiegel, die 161 Meter voneinander entfernt sind und an Drahtseilen eine ebenfalls stählerne, waggerichte Verbindung tragen, die so hoch über der

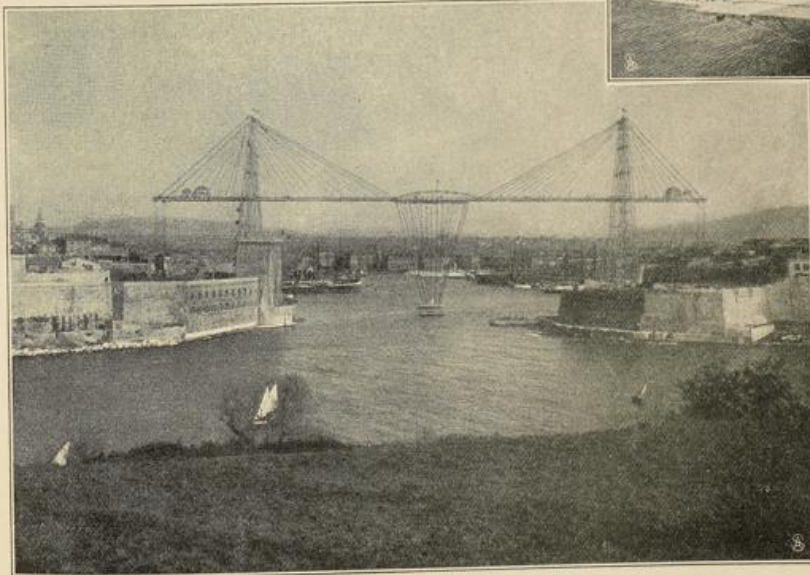


Laternenträger.

Oberfläche des Wassers sich befindet, daß die größten Schiffe ungehindert passieren können. Die ganze Länge der Brücke beträgt 240 Meter, davon entfallen 16 Meter auf die Strecke zwischen den Pfeilern, 4 Meter auf den hinter dem nördlichen und 3 Meter auf den hinter dem südlichen Pfeiler gegen das Fort Saint Nicolas zu gelegenen Teil. Von jedem der Endpunkte gehen ebenfalls Drahtseile senkrecht in den Boden und sind dort stark in Mauerwerk befestigt. Ein doppeltes Gleise aus Eisen läuft von einem Pfeiler



Die Fähr.



Gesamtansicht.  
Die Umladebrücke in Marseille.

zum anderen, und auf ihm bewegt sich der Transportteil, aus einer Art Fähr bestehend, deren Boden sich auf gleicher Höhe mit den Kais befindet. Die Umladefahrt dauert etwa eine Minute, und von drei zu drei Minuten findet die Abfahrt der Fähr statt.

„Gesellschaft der Waisenfreunde.“  
Unseren Lesern ist der Verein, der unter diesem Titel für eine der schönsten und dringendsten Aufgaben: für den Schutz und die Förderung elternloser Kinder, Freunde wirbt und selbst in aufopfernder Arbeit tätig ist, nicht fremd, ist doch die „Gartenlaube“ von jeher für seine edlen Bestrebungen eingetreten. Der uns vorliegende Bericht vom achtundzwanzigsten Arbeitsjahr der Gesellschaft der Waisenfreunde veranlaßt uns, von neuem an das gute Herz unserer Leser zu appellieren; stellt doch dieser Bericht, der so schlicht und ohne jede Selbsteigentlichkeit von Erreichten und noch schmächtig Erstrebtet Rechenschaft ablegt, den Erfolgen des Vereins das glänzendste Zeugnis aus.

Sechs weitere Kinder konnten in diesem Arbeitsjahr aufs vorzüglichste versorgt werden, so daß die Zahl der nun unter Familienchutz gestellten armen Kinder auf 120 stieg. 120 dem Glend entrissene, für die Menschheit gewonnene Kinder — sind das nicht Zahlen, die überzeugen? Und die meisten dieser Kinder, die in der glücklich veränderten Umgebung schnell die alten Eindrücke vergaßen, blühten körperlich und seelisch auf zu ihrer Adoptiveltern Freude und lohnten reichlich das Opfer der Liebe, das ihnen gebracht worden war. Mächten doch alle die unter unseren Lesern, die einsam sind und doch in der Lage, einem Kinde Unterhalt gewähren zu können, sich ein verlassenes und verlorenes Geschöpfchen ans Herz nehmen, sich in ihm eine liebe Gesellschaft, einen Trost ihrer alten Tage heranziehen. Für nur drei Mark jährlich kann jedermann Mitglied der „Gesellschaft der Waisenfreunde“ werden und teilnehmen an dem Wert, das schon so viel Segen gestiftet hat. Herr Schuldirektor a. D. Karl Otto Mehnert in Hartenstein, Erzgeb., der Geschäftsführer des Vereins, ist zu jeder Auskunft gern bereit und nimmt Meldungen neuer Mitglieder dankbar entgegen.

**Die Turmspitze auf dem neuen Münchner Rathaus.** (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Das Haus, in dem Magistrat und Stadtverordnete einer großen Stadt zu Rat und Tat versammelt sind, muß gewiß ernst und würdig sein. Und das von Professor Hauberrisser im gotischen Stile wundervoll erbaute Münchner Rathaus läßt es an Ernst nicht fehlen. Aber das Rathaus Münchens durfte auch nicht ganz ohne das Wahrzeichen bleiben, das so recht all die Gemütslichkeit und Befaglichkeit ausdrückt, deren die Münchner fähig sind — das Münchner Kindl. Es steht ja freilich im mönchischen Gewand, und auf dem 80 Meter hohen Rathaus-turm nimmt es auch eine feierliche Haltung an, indem es, das Gebetsbuch hehend, segnend die Hände über München, seine Häuser und seine Bewohner ausstreckt. Der Bildhauer Anton Schmidt hat das freundliche

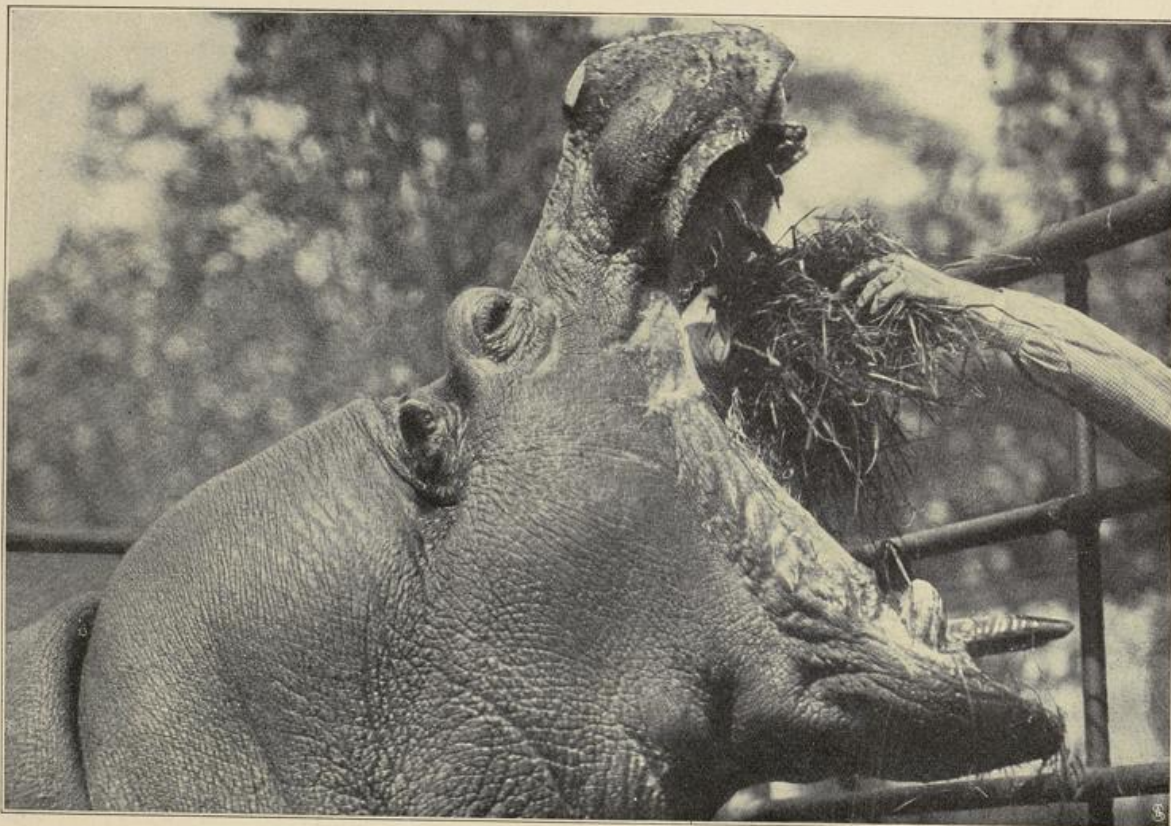


Jäger & Goergen, München, phot.

Die Turmspitze des neuen Rathauses in München.

kleine Standbild geschaffen, das nun aus seiner lustigen Höhe niederkriecht. Unter seinen Füßen bewahrt das Kindl den kostbaren Schatz einer Bergamenturfunde über den Bau des Rathauses, sowie eine Sammlung der augenblicklich im Gebrauche befindlichen Münzen des königreichs Bayern.

**Milchpferdfütterung.** (Zu der untenstehenden Abbildung.) Wer einmal der Fütterung eines Milchpferdes beigewohnt hat, dem wird unser humorvolles Bild eine der köstlichsten Szenen des Zoologischen Gartens ins Gedächtnis zurückrufen. Diese Fütterung ist ein Schauspiel, das Tag für Tag ein großes Publikum herbeilockt, denn der Anblick der gewaltigen ungechlachten Tiere, die ihr riesiges fleischfarbenes Maul wie eine Familienreitetasche auseinanderzuflappen vermögen und mit nie fehlender Sicherheit die ihnen zugehörige Beute erschnapfen, ist von unwiderstehlicher Komik. Bis zu vier Meter lang und 1,5 Meter hoch werden diese grotesken Tierriesen, deren Haut in dicken Falten den plumpen Körper umhüllt, und ihrer Größe angemessen sind auch die Bissen, die in dem ungeheuren Maul verschwinden. So hält der Arm des Wärters auf unserem Bilde einen ganz ähnlichen Heuhaufen empor, aber dem hungrigen „Pflegetind“ scheint's nur ein einziger Happen, ein „Händchen voll“ zu sein. Es wird sich schleunigst ins nasse Element zurückziehen, denn so unbehilflich sich die gewaltigen Tiere auf dem Trocknen bewegen, so gelenk und schnell regen sie die massigen Glieder im Wasser. Unterschmecken sie doch in den heimischen Gewässern Krills, in Flüssen mit wechselndem Wasserstand, förmliche Wanderungen und verlassen dort nur selten das Flußbett, um sich auf Sandbänken zu sonnen oder in den angrenzenden Feldern und Wäldern zu weiden. Wehe dem, der ihnen auf solchem Spaziergang begegnet, er ist dem Tode geweiht. Das Milchpferd greift jeden an und ist eins der gefährlichsten Tiere, besonders, wenn es das Junge, an dem es mit zärtlicher Liebe hängt, bedroht sieht.



Milchpferd bei der Fütterung.